

Rezensionen

Elmar Altvater: *Das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen. Eine radikale Kapitalismuskritik*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2005, 240 Seiten

Der Kapitalismus ist – wieder – ins Gerede geraten, womit – fast – auch schon gesagt ist, dass Kapitalismus in seiner überwältigenden Faktizität nicht mehr (nahezu) allgemein hingenommen, dass (einmal mehr) auch sein Ende vorstellbar geworden ist. Zeit also, sich klar darüber zu werden, wovon eigentlich die Rede ist, wozu – wenn auch noch tastend unsicher – Alternativen diskutiert werden. Elmar Altvater ist in besonderer Weise prädestiniert, hier Auskunft zu geben, hat er doch seit über drei Jahrzehnten die Dynamik, die Krisen, aber auch deren stets vorübergehenden Lösungen und die damit implizierten Veränderungen des Kapitalismus in (West-)Deutschland, aber auch weltweit kritisch analysiert und publizistisch begleitet. Ausgehend von der aktuellen Diskursituation und nach einem Durchgang durch wichtige begriffliche Bestimmungen von „Kapitalismus“ stellt Altvater hier die aktuelle und akute Widersprüchlichkeit des kapitalistischen Gesellschaftssystems oder in an Marx orientierter Diktion der kapitalistischen Produktionsweise dar und geht abschließend den sich abzeichnenden Alternativen nach. Der Titel gibt die Richtung dieser Überlegungen an: Der Kapitalismus als Wirtschafts- und Gesellschaftsform hat wenigstens anderthalb Jahrhunderte lang über tiefgreifende Krisen, die in den Augen vieler Beobachter immer wieder ihr unvermeidliches Ende anzukündigen schienen, ein historisch einmaliges Maß an Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit an den Tag gelegt. In Anlehnung an Antonio Gram-

sci und seine Metapher des „Stellungskrieges“ vor den „Kasematten“ einer hegemonial verankerten Bourgeoisie, aber auch an die differenzierte Begriffsbildung von Fernand Braudel postuliert Altvater demnach nicht notwendig ein Ende des Kapitalismus, angesichts der vielfältigen Krisensignale, vor allem auch aufgrund der Konstellation extrem volatiler, oft übermächtiger Finanzmärkte einerseits, einer sich zuspitzenden säkularen Krise der Energieversorgung auf der Grundlage fossiler Brennstoffe andererseits jedoch eine tiefgreifende Transformation mit offenem Ausgang: So, „wie wir ihn kennen“, hat der Kapitalismus in der Tat keine Zukunft, was aber nicht bedeutet, dass er sich nicht in eine neue, noch unbekanntere Form, etwa die ausdrücklich immer noch nur negativ bezeichnete postfordistische Regulationsweise verwandeln kann. Freilich macht Altvater deutlich wie schwer es sein dürfte, die in ihren Umrissen sich abzeichnende, alle zentralen Parameter kapitalistischen Wirtschaftens und der damit verknüpften Lebensweise erfassenden Krise *innerhalb* der gegenwärtigen Produktions- und Konsumweise zu lösen. Angesichts der nicht nur hoffnungsvollen Wegscheide zwischen „Menschheitsdämmerung“ und „soziale(n) Alternativen“ (27) ist anzunehmen, dass nach dieser Krise auch ein überlebender Kapitalismus sich grundlegend von demjenigen unterscheiden würde, den „wir kennen“.

Altvater wendet sich zunächst gegen die These vom Ende der Geschichte: Gegen die quasi-religiöse Hypostasierung des Kapitalismus und seiner kaum mehr hinterfragten (vorgeblichen) Gesetzmäßigkeiten stellt er deren Historizität und Endlichkeit. Schwieriger ist es freilich, dieses Ende genauer zu bestimmen. Das setzt zum einen eine Krise

voraus, die in einer Weise über das System hinaustreibt, dass seine Anpassungsfähigkeit empfindlich eingeschränkt wird – Altwater bezieht sich wiederholt auf Braudels Formulierung vom „externen Schock“ – und zum andern auf das Vorhandensein glaubwürdiger Alternativen, die Altwater, wie schon in früheren Publikationen, in den Ansätzen zu einer „ökologisch nachhaltigen, daher nicht-fossilen Gesellschaft“ (21) erblickt. Der notwendigen begrifflichen Bestimmung dient das zweite Kapitel zunächst mit einem begriffsgeschichtlichen Durchgang, der neben dem Aufkommen des Begriffs im späten 19. Jahrhundert besonders auf die Krisentheorien der Zwischenkriegszeit sowie auf die zeitgleiche zunehmende Bedeutung des Staates und das damit einhergehende Aufkommen der Geopolitik verweist. Entscheidend ist weiter die begriffliche Differenzierung zwischen „Marktwirtschaft“ und Kapitalismus bei Braudel, die allerdings sogleich gegen die Begriffsprägungen abzugrenzen ist, die den Terminus Kapitalismus hinter einer „freien Verkehrswirtschaft“ (Eucken) oder „Katalaktik“ (von Hayek) verschwinden lassen. Dem schließt sich ein Ausblick auf die konzeptionellen Folgen des methodologischen Individualismus in der Rede vom „Humankapital“ und deren Verknüpfung mit handfester Politik etwa im Washington Consensus an.

Die Eigentumsproblematik und damit auch Formen ebenso wie Legitimation von Aneignung sind, wie Altwater unter Verweis auf John Locke als den einschlägigen Klassiker betont, von zentraler Bedeutung für den Kapitalismus, seine Dynamik und Gestalt. Freilich hat Locke ebenso wie in neuerer Zeit etwa Hernando de Soto die – wie hinzuzufügen wäre, bei Locke eindeutig hypothetisch konstruierte – Aneignung „durch Arbeit von der Natur“ in einen rein

fiktiven Kontext vorgängiger Eigentumslosigkeit gestellt und zudem „die Begrenztheit des Territoriums“ nicht berücksichtigt, die es mit sich bringt, dass „nicht jeder ... zum Eigentümer aufsteigen“ kann (49) und wenigstens auf der hier zunächst mit guten Gründen als exemplarisch behandelten Ebene des Grundeigentums Aneignung immer auch Enteignung zur Voraussetzung hat oder mit dieser einhergeht. In grober genetischer Abfolge unterscheidet Altwater nun vier Formen der Aneignung: Zunächst verweist *Inwertsetzung* auf die Abteilung und Aneignung bestimmter Abschnitte und Elemente der Natur mit der Perspektive, sie im Rahmen der Kapitalverwertung zu nutzen – ein Prozess, den Altwater im Anschluss an David Harvey als „ursprüngliche Akkumulation“ bezeichnet, die anders als etwa im orthodoxen Marxismus angenommen bis in die Gegenwart hinein anhält. Der eher implizite Bezug auf Marx, der pointiert von „sogenannter ursprünglicher Akkumulation“ sprach, ist hier freilich problematisch, weil es dort vor allem um Trennungsprozesse – des Individuums vom Gemeinwesen, des Produzenten von den Produktionsmitteln usw. – geht, deren unzweifelhaft vorhandenen Konsequenzen für das gesellschaftliche Naturverhältnis freilich zu explizieren wären. Produktionsverhältnisse in diesem Sinne kommen erst bei Altwaters zweiter Aneignungsform in den Blick, der „absoluten Mehrwertproduktion“ auf der Grundlage einer zunächst formellen Subsumtion der durch die besagten Trennungsprozesse ihrer Produktionsmittel enteigneten Arbeiter (54f): Mehrprodukt wird als Wert angeeignet, doch ist eine Steigerung des Mehrwertes nur möglich durch Verschiebungen auf gegebener technologischer Grundlage, vor allem durch die Verlängerung des Arbeitstages. Dies ändert sich grundlegend wenn mit der dritten

Form der Aneignung „der gesamte Produktionsprozess ... reorganisiert, die Arbeitskraft und die Natur *'reell'* unter das Kapital subsumiert“ werden (57). Die große Krise von 1929 zeigte den „systemischen Charakter“ der damit einhergehenden Rationalisierung (58), die unter den speziellen Bedingungen der Systemkonkurrenz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Grundlage für den keynesianischen Klassenkompromiss darstellte. Die „Geoökonomie“ bezeichnet sodann das systematische Streben der „kapitalistische(n) Ökonomie ... über alle Grenzen“ (60), von geographischen Grenzen bis zu denen des Nanoraums, von der Etablierung eines globalen Marktes bis hin zu „Netzwerke(n) der organisierten Kriminalität, die in den entstaatlichten Räumen die Macht an sich gerissen haben, um ... insbesondere mineralische und energetische Rohstoffe zu stehlen“ (64) und zur Sicherung der „Versorgung der modernen Industriesysteme mit Rohstoffen und Energieträgern“ im Rahmen des „Kriegs gegen den Terrorismus“ (65). Wiederum unter Berufung auf Harvey bezeichnet Altvater schließlich „Geopolitik und Imperialismus“ (67) als vierte Form der Aneignung. Dabei geht es um Imperialismus gerade auch in dessen entterritorialisierter aktueller Form, in der Aneignung neuerlich vom Produktionsprozess abgekoppelt ist, etwa durch „kannibalistische sowie räuberische und betrügerische Praktiken“, mit denen Harvey (zit. 69) die von Finanzinnovationen bestimmte Praxis der „Aneignung ... nicht nur ... des produzierten (relativen) Mehrwerts, sondern Aneignung ... des absoluten Mehrwerts und dessen Transfer in die globalen Zentren der kapitalistischen Weltwirtschaft“ (66) kennzeichnet. Diese Aneignungsform kann auf durchaus moderner Grundlage völlig vom Produktionsprozess abstrahieren und es daher auch nicht mehr nötig

haben, diesen aufwendig zu transformieren. Die Universalisierung der Marktbeziehungen erfolgt schließlich vor dem Hintergrund der „territorialen Logik“ vor allem militärischer Aktivitäten zur Sicherung des Zugänge zu Rohstoffen oder zur Abwehr von Terrorismus ebenso wie von unerwünschter Migration.

Was alles dies bedeutet, wird im vierten Kapitel zunächst an dem Zusammenhang zwischen der in der modernen Industrie „materielle Gestalt“ annehmenden europäischen Rationalität, „kapitalistischen Formen“ (72) und der systematischen Anwendung fossiler Brennstoffe erläutert. Die Beschleunigung aller möglichen Prozesse nicht zuletzt im Transportbereich und die damit einhergehende enorme Verdichtung von Kommunikation, die integrierender Bestandteil der industriellen Revolution sind, war nur möglich durch Einsatz fossiler Energieträger, die zudem die vier zentrale Vorzüge bieten: Sie sind leicht zu transportieren und tragen so zur „Entterritorialisierung“ bei (86); sie können gut gespeichert werden, machen daher zeitunabhängig und beschleunigen und verstetigen daher die Produktion; sie begünstigen die Konzentration von ökonomischen Prozesse ebenso wie von politischer Macht (aber auch, wie im folgenden Abschnitt zu informeller Urbanisierung gezeigt, von Menschen); und schließlich erlauben sie ein hohes Maß an Flexibilität, zumal in Form von Elektrizität und als Treibstoff von Verbrennungsmotoren auch in sehr kleiner Größenordnung. Soweit für solche Zwecke auch „solare Energieumwandler“ in Frage kommen (87), stehen dem nicht nur die Pfadabhängigkeit der auf Großkraftwerke ausgerichteten Verteilungsnetze oder das Konkurrenzverhalten der großen Energieunternehmen entgegen, sondern auch die „energetische Brandmauer zwischen solaren Fluss- und fossilen Bestands-

energien“ (78), deren erstere nach wie vor für das Leben auf der Erde unverzichtbar sind (und in ganz anderen Größenordnungen von der Sonne einstrahlen als fossile Energie durch Kraftwerke umgewandelt wird), auf deren letztere jedoch kapitalistisches Wirtschaften strukturell ausgerichtet ist. Der Übergang in ein solares Zeitalter, der durchaus „viele Elemente der prä-industriellen Produktionsweise ... mit den industriellen und post-industriellen Errungenschaften der Moderne kombinieren“ könnte, würde dennoch systemisch die „fossil-kapitalistische Ökonomie in Richtung einer solidarischen Ökonomie“ überschreiten (83).

Wie dringlich dies ist zeigt Altvater im fünften und sechsten Kapitel, die die Fetischisierung des an die energetische Ressource des Erdöls gebundenen Wirtschaftswachstums mit den Folgen der Entfesselung der Finanzmärkte in einen Begründungszusammenhang setzen: grundsätzlich, weil „ökonomische Prozesse ... Prozesse der Werterzeugung und zugleich als Transformationen von Stoffen und Energien“ darstellen (105), konkreter aufgrund leicht aufzeigbarer Zusammenhänge, wie der Rolle des Recycling der Petrodollars nach dem Ölschock von 1973 bei der Abkoppelung der Finanzmärkte oder der schöngefärbten Angaben der Erdölkonzerne über ihre Reserven, die wesentlich zu ihrer Bewertung durch Rating-Agenturen und damit zu ihrem *shareholder value* beitragen, aber auch zu verfehlten Einschätzungen über die mittelfristigen Versorgungsmöglichkeiten mit Erdöl führen. Entscheidend aber ist der Widerspruch zwischen „Aneignungs- und Produktionsweise“ (125), der in der Entkopplung der Finanzmärkte von der realen Ökonomie wurzelt und virulent wird, wenn wachsende Geldvermögen einen zunehmenden Anteil am BIP beanspruchen, wenn also sie und der zur Bedienung ihrer Ansprüche

notwendige Schuldendienst schneller wachsen als die gesamte Volkswirtschaft und schließlich zu „finanzielle(r) Repression“ (126 u.ö.), also in mangelhaften Investitionen in die reale Ökonomie, oder selbst im Kollaps enden, wie etwa in der argentinischen Finanzkrise und Insolvenz von 2001. Nachdem die Position des US-Dollar als Leitwährung vor allem durch den Euro zumindest eingeschränkt ist, zeichnet sich zudem die Möglichkeit ab, dass sich die bestehende „Währungskonkurrenz“ zum „Währungskonflikt“ (128) zuspitzt, mit potenziell einschneidenden Folgen des Verlusts der *Seignorage-Position*, die es den USA bisher ermöglicht, ihre gewaltigen außenwirtschaftlichen Defizite abzufedern. Die Folge könnte eine „desaströse Deglobalisierung“ (134) sein, d.h. „das chaotische Ende einer globalen Arbeitsteilung, in der die USA sich einen hohen und wachsenden Importüberschuss von den Exporteuren finanzieren lassen“ (162). Auch aufkommende „nationalistische(r) und neofaschistische(r) Bewegungen“ können „als Ausdruck der von den Finanzmärkten forcierten Ökonomie der Enteignung“ verstanden werden (139), nämlich als Versuch, den Druck nach außen zu projizieren, nicht viel anders als einmal Cecil Rhodes den Imperialismus als Strategie zur Neutralisierung innergesellschaftlicher Spannungen konzipiert hatte. Der volatile und spekulative Kapitalismus der Gegenwart begünstigt darüber hinaus organisierte Kriminalität ebenso wie Korruption großen Stils, gerade auch im Bereich der Großkonzerne.

In dieser Gesamtsituation meint Altvater im siebenten Kapitel, die Verknüpfung zwischen dem durch den 11. September 2001 schockartig ins globale Bewusstsein getretenen internationalen Terrorismus und der Kriegspolitik vor allem der USA seit Beginn der 1990er Jahre verweise auf den

möglichen „externen Schock“, der das Ende des Kapitalismus einleiten könne. Die Kriege „gegen den Irak, Jugoslawien und Afghanistan“ (141) sieht er als Ausdruck einer verschärften Konkurrenz um die knapper werdenden, von „immer mehr Länder(n)“ in Anspruch genommenen Energie-reserven, für „einen neuen, ‘barbarischen’ Ölimperialismus ... , der mitverantwortlich für den modernen Terrorismus ist“ (143). Die „Petrostrategie“ (164) soll „Ölterritorien“ (165) auch sehr großräumig sichern, etwa auch durch die „Komplettierung der neuen NATO-Zange“ vom Baltikum bis zur Türkei (166). Während „Diskurse über die Endlichkeit“ (143ff) etwa durch Verweise auf finanzielle Reserven über die nach Überschreitung des Höhepunktes der Ölförderung („Peakoil“), verstärkt erkennbare Endlichkeit der materiellen Reserven und die Tatsache hinwegtäuschen sollen, „dass ökonomische Prozesse naturgebunden sind“ (146), sehen die realen absehbaren Folgen anders aus. Sie reichen vom Futures-Handel, der auf steigende Ölpreise setzt, über die „Umverteilung zu Lasten der Bezieher von Arbeitseinkommen“ (159) und „Ressourcenkrieg(e)“ in Förderregionen bis hin zur „Energiearmut“ als Folge des Zwangs, immer größere Exportanteile für die Bezahlung der Ölrechnung aufzuwenden (160). Doch sind auch die Kosten der geostrategischen Sicherung der Ölversorgung nicht nur durch Kontrolle der Förderterritorien, sondern auch durch die Absicherung von Tankerrouten und Pipelines zu berücksichtigen, sowie die Finanzierung für die teilweise aufwendige Trassierung von Pipelines zur Umgehung problematischer Territorien wie etwa Iran oder auch Russland, das „Pipelineistan-Syndrom“ (169). Die Folgen des Treibhauseffekts als Konsequenz der forcierten Verbrennung fossiler Ressourcen verschärfen vor allem durch die „zu erwartenden Migrationsströme“ die globalen Konflikte weiter.

Die mit alldem einhergehende „Politik der Verdrängung“ (176) führt zur Verengung des Zeitfensters, das für eine Vorbereitung auf die „Zeit nach dem Öl“ zur Verfügung steht: Der von außen kommende „Anstoß“, von dem Braudel gesprochen hat, „gewinnt seine dramatische Zuspitzung durch die Unfähigkeit kapitalistischer Gesellschaften, angemessene Vorbereitungen ... zu treffen“ (175).

Die im achten Kapitel ins Auge gefassten „glaubwürdigen Alternativen“ erblickt Altvater nach einem Durchgang durch die „Handlungslogiken“ der „Äquivalenz, Reziprozität, Redistribution und Solidarität“ (180ff) einzig in der Solidarität, die sich weder der Marktlogik unterwirft noch die Gefahr zentralistische Rigidität enthält wie dies die sowjetische Erfahrung für die Redistribution gezeigt habe. Dem Prinzip der Solidarität steht nicht zuletzt der von de Sotos Lob des informellen Sektors, aber etwa durch die „Ich-AGs“ propagierte „Neoliberalismus von unten“ entgegen (188ff). Auch gegenüber nach wie vor aktuellen Deregulierungs- und Privatisierungsstrategien setzt Altvater zunächst auf die „Bereitstellung öffentlicher Güter“ in einem breiten Verständnis, das „verlässliche Regeln“, „stabile Verhältnisse“, Absicherung der großen Lebensrisiken, Zugang zu existenziell wichtigen Gütern und Diensten sowie „die materielle und immaterielle Infrastruktur der Gesellschaft [– kurz: [m]enschliche Sicherheit“ umfasst (195). Weitere Perspektiven beziehen sich auf eine „Wiederaneignung“ „autonomer Räume“ mit weitreichenden Folgen für Machtverhältnisse und soziale Beziehungen sowie „disponibler Zeit“ gegen den maßlosen Zeitanspruch des Kapitals, was freilich „nicht nur gegenüber dem Kapital durchgesetzt werden“ müsse, sondern „Veränderungen

der Geschlechterbeziehungen, eine Neugestaltung der Lebensverhältnisse vom Wohnzimmer bis zur Küche“ erfordere (197ff). Träger sind neue soziale Bewegungen, die sich von nationalstaatlich bestimmten Themen gelöst haben, ein breiteres soziales Spektrum als „alte soziale Bewegungen“ (199) mobilisieren und zentralistisch geführte Organisationen durch Netzwerkstrukturen ersetzt haben. Die fortdauernde „Dialektik von Reform und Revolution“ (201) artikuliert sich dabei etwa in der Kooptation von NGOs im Sinne einer Sachzwang- und Systemlogik einerseits, in der Radikalisierung der Fragestellung durch die Zuspitzung auf die Alternative „Solidarität oder Barbarei“ andererseits – freilich bezogen nicht auf punktuelle Umschwünge sondern auf „eine langfristige(e) ... Veränderung aller Arbeits- und Lebensformen im Zusammenhang mit der Nutzung erneuerbarer Energien gegen die Übermacht der scheinbar objektiven Sachzwänge und subjektiven Vertreter des ... fossilen Energieregimes“ (202). Die Perspektive richtet sich daher auf Bereiche der „Selbstverwaltung“ und eine – immer fragile – „Doppelherrschaft“ (202f) und schließlich zumindest in sehr allgemeiner und der Beschränkung durch das „kapitalistische Umfeld“ bewusster Weise auch auf „eine ‘Gesellschaft jenseits von Ware, Geld und Staat‘“ (Michael Heinrich, zit. 203). Ansatzpunkte sieht Altvater in bestehenden Formen einer „solidarischen Ökonomie“ „in genossenschaftlichen und gemeinnützigen Unternehmen“ (204) oder in der Berufung eines „Beauftragten für die solidarische Ökonomie“ durch den brasilianischen Präsidenten Lula da Silva (205), aber auch in Walden Bellos Deglobalisierungskonzept oder den Sozialprogrammen der staatlichen Ölgesellschaft Venezuelas. All dies ordnet sich ein in „eine ‘Weltanschauung’ eine radikale, praktische Kritik des Kapitalismus“,

die Anspruch auf ein „würdiges Leben“ erhebt (209). Unverzichtbar ist bei alledem „eine neue Allianz von Ökonomie, Ökologie, Gesellschaft, von Produktion, Konsum und Natur“ im Sinne der „Konsistenz“ (213), die Postulate der Effizienz- oder Suffizienzrevolution deutlich überbietet und vor allem die energetische Brandmauer dadurch einreißt, dass erneuerbare Energien fossile Energieträger ersetzen. Altvater verschließt nicht die Augen davor, dass wir „die Konturen“ einer „andere(n) Welt“ „(noch) nicht kennen“, doch „lässt sich auf diese Weise begründen“, dass sie „jenseits des Kapitalismus, wie wir ihn kennen, möglich ist“ (215).

Konsequent fragt das kurze abschließende neunte Kapitel nach dem utopischen Potenzial in der Gegenwart, unter Bezug auf Gramsci und Bloch im Sinne einer konkreten Utopie, die vor allem „das gesellschaftliche Naturverhältnis“ (219) wird zu bedenken haben, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der handfesten Konsequenzen „nach Peakoil“ (221), die auf „eine Abkehr vom Produktivismus“ drängen (223).

Das ausdrücklich als Essay konzipierte Buch spricht so zentrale Fragen der Gegenwart an und wird dem Anspruch auf Radikalität gerecht, weil zum einen die Systemfrage gestellt und begründet, vor allem aber ein Zusammenhang zwischen den auf den ersten Blick disparaten aktuellen Krisenerscheinungen skizziert wird. Altvaters Argumente erscheinen mir freilich nicht immer gleich überzeugend. Insbesondere der Zusammenhang zwischen (internationalem) Terrorismus und der Aufrechterhaltung des fossilen Energieregimes ist zumindest nicht erschöpfend, sobald andere Aspekte der aktuellen Transformation des Kapitalismus, etwa die Folgen technologischer Innovationen oder der Umstrukturierung des Arbeitsmarktes und der Geschlechterverhältnisse mit bedacht wer-

den. Es dürfte auch nicht ausreichen, alle „Regime-Wechsel“ hier zu subsumieren: Auch wenn „in der Ukraine . . ., im Libanon, in Georgien, in Haiti oder anderswo“ Mobilisierungsprozesse nicht ohne „finanzielle, mediale und logistische Unterstützung von außen“ erfolgten (166), unterscheiden sich diese Prozesse doch grundlegend voneinander; ferner ist schwer für die Aufrechterhaltung korrupter politischer Monopole etwa in Nachfolgestaaten der Sowjetunion zu argumentieren. Vielmehr scheint hier eine schwierigere Dialektik am Werk zu sein, als sie der ausschließliche Blick auf die kaum bestreitbaren strategischen Interessen der einzigen Supermacht und der sonstigen Verbraucher fossiler Energieträger zu erschließen vermag. Die Öffnung oder Verteidigung von Möglichkeiten der Artikulation gesellschaftlicher Widersprüche dürfte unbedingt dazugehören und scheint gelegentlich quer zu geostrategischen Kalkülen zu liegen. Aus anderer Perspektive fragt sich, wie die Subjektstruktur der oben zitierten Allianz eigentlich beschaffen sein soll: Bündnispartner wie Ökonomie, Natur und Ökologie können ja schlecht mit Produktion und Konsum in Verhandlungen treten oder einen Gesellschaftsvertrag schließen. Die Schwierigkeiten der Metapher verweisen auf konzeptionellen Klärungsbedarf auch dann, wenn Natur wiederholt als aus dem Gleichgewicht geraten (211) oder durch Marktprozesse gestört (158) gesehen wird, was den Verdacht einer Hypostasierung von Natur nährt, der vielleicht durch einen weiteren Bezug auf Ernst Bloch – seine nachdrückliche Unterscheidung zwischen den Konzepten der *natura naturata* und der *natura naturans*, der abgeschlossenen Schöpfung und der prozessierenden Natur – zu konterkarieren wäre. Dass die Reaktion auf einen aktuellen Anlass, die durch die Heuschrecken-Rhetorik des damaligen SPD-Vorsitzenden Müntefering im beginnenden

Wahlkampf 2005 ausgelöste öffentliche Kapitalismus-Debatte, des Öfteren zum Schreiben mit der heißen Nadel verleitet hat, zeigt sich auch anderwärts, etwa an der gelegentlich erratischen Zitierweise, den kursorischen und wenig kontextualisierten Verweisen auf andere Autoren – wobei verstreute Hinweise sich als interessante Kritik an Hardt & Negri lesen lassen – oder der stellenweise sehr nachlässigen Klassiker-Rezeption. Dennoch ist hier ein großer Wurf angedacht, und wer sich für die Beziehungen zwischen Aneignung und gesellschaftlichem Naturbezug interessiert oder nach einem Verständnis der aktuellen Weltlage ebenso wie nach Wegen fragt, die aus ihr hinausführen, wird dieses Buch mit Gewinn lesen und vielleicht auch angeregt, darüber nachzudenken, wo das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen, liegen könnte.

Reinhart Kößler

Walden Bello: *De-Globalisierung. Widerstand gegen die neue Weltordnung*. Herausgegeben von Oliver Nachtwey und Peter Strotmann. Hamburg: VSA 2005, 165 Seiten

Antworten auf das, was als Globalisierung kodiert und kommuniziert wird, sind nicht zuletzt deshalb so schwer zu finden, weil es sich um einen bestenfalls schillernden Begriff handelt. Ein weiterer Grund dürfte darin liegen, dass mit „Globalisierung“ hegemoniale Positionen bezeichnet werden. Gerade ihnen soll hier gegengesteuert werden, nicht mit neuen Texten, sondern in einer durch die Herausgeber komponierten Übersicht über Schriften eines prominenten Vertreters der globalisierungskritischen Bewegung. Walden Bello, wie die Herausgeber in ihrem Vorwort schreiben, „wissenschaftlicher Aktivist und moderner Volkstribun“ (8), neben

seiner Soziologieprofessur in Manila Direktor der NRO „Focus on the Global South“ in Bangkok und einer der Organisatoren des Weltsozialforums, setzt den Entwürfen für eine Reform des Weltmarktes etwa durch Verbesserung der Marktzugänge des Südens im Agrarbereich die Perspektive „einer an den Menschen orientierten nachhaltigen Entwicklung“ entgegen (69), die sich auf regionale „Wirtschaftsblöcke“ (68) stützt und eine Welt schaffen soll, die „fließender, weniger strukturiert, pluralistischer“ ist als die gegenwärtige Realität der Globalisierung, in der „die Nationen und Gemeinschaften des Südens – und auch des Nordens – fähig sein (werden), den Raum zu schaffen, in dem sie sich nach ihren Werten, ihren Lebensweisen und selbstgewählten Strategien entwickeln können“ (70). Dem entspricht die Forderung nach einem globalen Finanzsystem und einer „neue(n) Wirtschaftspolitik“, die auf „einer ethischen Priorität“ beruhen soll, „die auf Solidarität und Sicherheit der Gemeinschaft abzielt“ – nicht als Ergebnis technokratischer Verfügung, sondern „im sozialen und politischen Streit erkämpft“ (103).

Unter jenen, die sich allgemein der globalisierungskritischen Bewegung zurechnen und etwa über das Scheitern der Konferenz von Seattle 1999 ähnliche Befriedigung empfunden haben, wie Walden Bello sie hier ausdrückt (62), werden manche dem uneingeschränkt zustimmen können, doch bei anderen dürften die Alarmglocken schrillen. Es fragt sich nämlich, wer die Entscheidungssubjekte denn sind, auf die hier verwiesen wird, und um wessen Werte und Lebensweisen es denn gehen soll. Walden Bello Rückschau auf die Misserfolge sukzessiver Entwicklungsdokaden verweist hier deutlich auf den Staat als den zentralen Akteur. Dass die Krise in vielen Teilen des Südens nicht al-

lein auf die internationalen Finanzinstitutionen und die G7, sondern im komplexen Zusammenwirken mit ihnen nicht unerheblich auf Staatsapparate und in ihnen verwurzelte lokale Interessen im Süden zurückzuführen ist, kommt in dieser Sichtweise nicht vor. Da aber etwa die Schaffung eines „dynamischen Binnenmarktes“ (65) mit solchen Verhältnissen einiges zu tun haben dürfte, besteht für dieses Projekt der De-Globalisierung erheblicher Klärungsbedarf. Erst recht gilt dies für Werte und Lebensweisen, wenn diese Nationen oder Gemeinschaften – oder gar nationalen Gemeinschaften? – zugerechnet werden. Wenn endlich die Herausgeber „Gestaltungsspielräume der Völker überall auf der Welt“ einklagen (21), dann erinnert dies nicht nur peinlich an die ML-Phraseologie vergangener Zeiten, sondern verweist nachdrücklich auf ein methodologisches Problem mit potentiell weitreichenden politischen Konsequenzen.

Durchgängig werden Staaten, Gemeinschaften und Völker hier als „black boxes“ behandelt, die so etwas wie eine Lebensweise offenbar problemlos besitzen. Von internen, innergesellschaftlichen Machtverhältnissen, von Herrschaft, Ungleichheit und sozialen Kämpfen ist keine Rede mehr, wenn es erst um die globale Perspektive geht. Aus der Feder Walden Bello, der als Gegner der Marcos-Diktatur lange Jahre im US-amerikanischen Exil verbringen musste, mag das überraschen, doch scheint mir darin so etwas wie der Nachschein der UNCTAD-Periode erkennbar zu sein, als eine Neue Weltwirtschaftsordnung auf der Tagesordnung vor allem der Regierungen des Südens und der Blockfreien zu stehen schien. Diese methodologische Herangehensweise kommt auch in Walden Bello Kritik an „der Zögerlichkeit der internationalen Friedensbewegung ..., den irakischen Widerstand zu legitimieren“

(156) zum Ausdruck. Diese Forderung folgt für ihn offenbar bruchlos aus der schlüssigen, wenn auch nicht originellen Kritik an der US-Politik besonders unter George W. Bush und der Parallelisierung der Besetzung des Irak mit dem Vietnamkrieg. Wenn das Vorgehen der USA in beiden Fällen in vielem vergleichbar gewesen sein mag, so war der Protest gegen den Vietnamkrieg vielerorts auch mit der Hoffnung auf eine gesellschaftliche Alternative verbunden, die – zweifellos hochgradig idealisiert – mit den Gegnern der US-Armee identifiziert wurde. Eine Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen gesellschaftlichen Prozessen im Irak, die Walden Bello unter „Widerstand“ subsumiert, müsste sich denn auch mit den Zielen ihrer Akteure befassen sowie letztlich auch mit den Erfahrungen zahlreicher programmatisch weit stärker pointierter nationaler Befreiungsbewegungen, die in den letzten 30 Jahren an die Macht gelangt sind. Es ist dann doch sehr fraglich, ob die Parteinahme für die Erniedrigten und Beleidigten, ganz zu schweigen von einer Strategie mit dem Ziel einer gerechteren Gesellschaft von der Programmatik und den erkennbaren Machtstrukturen dessen absehen kann, was Walden Bello pauschal als „Widerstand“ stilisiert. Eine Rechtfertigung der US-Besetzung ist damit keineswegs impliziert, sehr wohl aber eine weitere Rückfrage: Wer ganz zu Recht fordert, „dem imperialen Gesetz *gewaltlos* zu widerstehen“ (164; Hv.: RK) sollte sich seine Bündnispartner sehr viel genauer ansehen, als dies hier erkennbar ist.

Reinhart Kößler

Joscha Wullweber: *Das grüne Gold der Gene. Globale Konflikte und Biopiraterie*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2004, 188 Seiten

Konflikte um biologische Vielfalt und insbesondere deren „Komponenten“, die sog. genetischen Ressourcen, gehören zu den *hot topics* internationaler politischer und ökonomischer Debatten und Prozesse. Die Pharma- und Agrarindustrie ist auf der Suche nach „Rohmaterial“ für vermarktungsfähige Produkte, und im UNO-System wird seit Ende der 80er Jahre um die Formulierung internationaler Politiken gefeilscht. Aber auch Nichtregierungsorganisationen und soziale Bewegungen, insbesondere in südlichen Ländern, politisieren das unübersichtliche Terrain. Sie verwenden insbesondere den Begriff der Biopiraterie, um darauf hinzuweisen, dass die Aneignung der biologischen Vielfalt durch Forschungsinstitute und Unternehmen nicht legitim sei.

Der Biologe und Politikwissenschaftler Joscha Wullweber, Mitgründer der Kampagne gegen Biopiraterie der Bundeskoordination Internationalismus (BUKO), die sich in den letzten Jahren zu einem zentralen kritischen Akteur in Deutschland zu dem Thema entwickelt hat, legt in der „Einsprüche“-Reihe des Verlages Westfälisches Dampfboot eine analytisch anspruchsvolle, breit angelegte, sorgfältig belegte sowie gut lesbare Arbeit vor.

Zunächst wird der Begriff der biologischen Vielfalt, selbst Produkt und Teil sozialer Auseinandersetzungen, umrissen und anschließend auf deren materielle Existenz sowie die damit verbundenen Probleme – Erosion und Interesse an ihrer ökonomischen Verwertung – eingegangen. Natürlich vorkommende Biodiversität ist nicht nur vor allem in Ländern des globalen Südens besondere hoch, sondern indigene Völker sind

aufgrund der Tatsache, dass sie nicht Objekte der Grünen Revolution und der damit verbundenen Einführung von Monokulturen waren, TrägerInnen des „traditionellen Wissens“ im Umgang damit. Im Gegensatz zur *ex-situ*-Konservierung, bei der die natürlichen Bestandteile außerhalb der Evolution erhalten werden, kann Letztere nur *in situ* oder *on farm* weitergehen.

Das Besondere an „genetischen Ressourcen“ besteht darin, dass es nicht um Quantitäten geht, sondern um die enthaltenen Informationen, die im Zuge der technologischen Entwicklungen ökonomisch bedeutsam werden. Ein zentrales Konfliktterrain stellt daher die Sicherung geistiger Eigentumsrechte dar. Wer wird für die intellektuellen Innovationen und deren mögliche Nutzung wie entschädigt? Wobei es sich nicht nur um einen Verteilungskonflikt handelt, sondern um einen höchst asymmetrischen Prozess, in dem bislang nicht kapitalistischen Prinzipien unterworfenen Lebensverhältnisse möglicherweise grundlegend verändert werden. Wullweber fokussiert dabei die Rolle von Patenten und ähnlichen Normen sowie deren Absicherung durch internationale Institutionen.

Die theoretische und zeitdiagnostische Einordnung, um die zunehmende Bedeutung der biologischen Vielfalt zu fassen, erfolgt mit der Regulationstheorie und der politischen Ökologie. Damit ist der Autor in der Lage, die postfordistische Restrukturierung und die damit verbundenen Kämpfe und Institutionalisierungen auch für den Bereich natürlicher Ressourcen zu analysieren. Zentral für die Analyse ist neben den allgemeinen Strukturen insbesondere deren konflikthafte Politisierung; die gesellschaftlichen Naturverhältnisse werden dabei zur *politicised environment*. Damit kann der sonst üblichen Objektivierung „der Umwelt“ sowie deren – oft abstrakte

– Bedrohung analytisch entgegengearbeitet werden. Die Tendenz der Ökonomisierung schreibt sich auch in jene politischen Prozesse ein, die zuvorderst dem Schutz der biologischen Vielfalt dienen sollen. Für die Analyse der unterschiedlichen Akteure wird auf einen Weberianischen und Gramscianischen Machtbegriff zurückgegriffen (76ff.). Fruchtbar wäre angesichts des sich gegenwärtig strukturierenden internationalen Terrains auch der Begriff der „strukturellen Macht“ (Susan Strange). Anschließend werden konkrete Konflikte um die Aneignung in Indien, Mexiko und Deutschland vorgestellt sowie die Akteure mit ihren Interessen als Teil von Machtrelationen analysiert: LandwirtInnen und indigene Völker, *life-ciencies*-Unternehmen und nationalstaatliche Regierungen. In Anlehnung an Jack Kloppenburg entwickelt Wullweber die These, dass wir heute in Teilen eine „ursprüngliche Akkumulation genetischer Ressourcen“ erleben. Bei dem Buch handelt es sich im besten Sinne um einen „Einspruch“ in ein sich dynamisch strukturierendes und hierzulande öffentlich kaum wahrgenommenes Feld.

Ulrich Brand

Ulrich Brand: *Gegen-Hegemonie. Perspektiven globalisierungskritischer Strategien*. Hamburg: VSA 2005, 220 Seiten

Vor dem Hintergrund eines regulationstheoretisch bestimmten Verständnisses von Globalisierung und eines an Poulantzas orientierten Begriffs vom Staat als „Verdichtung sozialer Kräfteverhältnisse“ (54) auch auf internationaler bzw. transnationaler Ebene möchte Ulrich Brand mit den hier zusammengestellten Texten „einen kleinen Beitrag“ leisten zur strategischen Selbstverständigung aktueller „Bewegungen“ im

Sinne „protestierende(r) und kritisierende(r), sich organisierende(r) und vernetzende(r), lernende(r) und mitunter streitende(r) Kollektive, die den neoliberalen Zuständen in emanzipativer Absicht entgegenreten“, die zugleich auch „ein komplexer Prozess sind, in dem Menschen gesellschaftliche Verhältnisse verändern bzw. verändern wollen“ (8). Solche Reflexion ist umso mehr geboten angesichts eines „Strategie- und Motivationslochs“, das sich nach den großen Mobilisierungsschüben aufgetan hat, die mit Seattle und Genua, aber auch mit den großen Demonstrationen in Deutschland Ende 2003 und Anfang 2004 assoziiert werden (7). Ein wichtiger Angelpunkt ist dabei ein im Gegensatz zum verbreiteten Gebrauch im Rahmen der internationalen Beziehungen an Gramsci orientierter Hegemonie-Begriff, der die Definitionsmacht der herrschenden Gruppen und Klassen über das Allgemeininteresse betont, das dann auch für die Subalternen Geltung beansprucht und so gesellschaftlichen Konsens produziert.

Um dieses hier grob umrissene begriffliche Gerüst hat Ulrich Brand Texte gruppiert, die großenteils bereits an anderer Stelle, zuweilen auch in ausführlicherer Form erschienen sind, durchgängig aber die Thematik der Bewegungen, ihrer Organisationen und Strategien sowie deren Verhältnis zu theoretischer Anstrengung zum Gegenstand haben. Das gilt auch für die eher ideologiekritische Behandlung der Schicksale des Begriffs „nachhaltige Entwicklung“, dessen kritisches Potential weitgehend durch seine selektive Einbeziehung in dominante Legitimationsstrategien stillgelegt sieht, oder für die ähnlich argumentierenden Beiträge zu *Global Governance* und Globalen Öffentlichen Gütern, die jeweils auf ihren emanzipativen Gehalt abgeklopft und durch die herrschenden Diskurse ver-

folgt werden. Allein bei dem Begriff der Globalen Öffentlichen Güter sieht Brand aufgrund seiner noch relativ kurzen Karriere eine gewisse Sprengkraft. Direkter auf politisch-strategische Fragen zielen Beiträge zur zapatistischen Politik oder zur Auseinandersetzung mit den Bretton-Woods-Institutionen und der WTO, zumal anlässlich der Vorschläge von Walden Bello. Schließlich skizziert der Autor „post-neoliberale“ Perspektiven im Sinne unermüdlicher Aufklärungsarbeit auch angesichts des Rückgangs akuter Mobilisierungen, der Anerkennung unvermeidlicher Differenzen und der Entwicklung einer Streitkultur, der Ausarbeitung von Konzepten „emanzipativer“ oder „solidarischer“, wachstumskritischer sowie gender-sensibler und ökologisch adäquater Ökonomie, die freilich nicht in einen „Masterplan“ münden soll, sondern Raum für vielfältige Ansätze von „Einstiegsprojekten“ über sozialpolitische Initiativen auf der Ebene der Infrastruktur bis hin zu offensiver Politik der „Aneignung“ bieten soll – wobei letzteres unwillkürlich ein wenig an die weiland *Klau-mich*-Rhetorik vor nunmehr 37 Jahren erinnert – das Buch wurde ja damals immerhin im offiziellen Handel verkauft. Schließlich kann das alles nicht funktionieren ohne „rebellische Subjektivität“, wodurch „die Bewegungen verstetigt und verbreitert werden (können)“ (213).

Ulrich Brand hat so vor allem in den begrifflichen Teilen wichtige Hinweise und nützliche zusammenfassende Überlegungen vorgelegt. Ein besonderer Vorzug ist sicher auch das Bemühen, ganz aktuell das fünfte Weltsozialforum sowohl in einem eigenen Text als auch in eher allgemeinen Betrachtungen zu reflektieren. Problematisch erscheint mir jedoch die Bezugnahme auf „Bewegungen“, die trotz oder richtiger geradezu nach Maßgabe des eingangs zitierten Definitionsversuchs letztlich sehr

unspezifisch bleiben – sie werden im Grunde genommen nicht anhand ihrer Inhalte definiert, wobei sich gewiss fragen lässt, ob das überhaupt möglich ist. Dennoch wäre es wichtig, konkreter zu fragen, was „die Bewegungen“ eigentlich antreibt und welche Ziele welche Gruppe genauer verfolgen, auch wenn – oder weil – solch diffuse (Nicht-)Bestimmungen unvermeidlich an verbreitete Charakteristika der Form erinnern, in der die Zapatisten ihre Politik kommunizieren.

Reinhard Kößler

Esst keine Schrimps!

Der Garnelenring. Der Globale Supermarkt zerstört Mangrovenwälder, Artenvielfalt und Lebensgrundlage der Küstenbevölkerung. Ein Film von Dorit Siemers und Heiko Thiele, DVD/VHS, Deutschland 2005, 55 min., Verleih: film@zwischenzeit-muenster.de

Die Film-Doku „Der Garnelenring“ zeigt die ökonomischen, sozialen und ökologischen Folgen des Garnelen-Konsums – und verdirbt den Appetit

Am Anfang rollt ein Einkaufswagen durch einen hiesigen Supermarkt. Der Gedanke, der damit angeschoben wird, ist bestechend: Während der Verpackungsaufdruck normalerweise über Herkunftsland, Inhaltsstoffe und Hersteller von Lebensmitteln aufklärt, bleiben andere wichtige Informationen über Konsumgüter unerwähnt. So zum Beispiel die sozialen und ökologischen Auswirkungen, die die Produktion, die Verteilung und der Konsum eines Produktes mit sich bringt. Auf eine Packung Garnelen, auch Schrimps genannt, würden diese Effekte allerdings nicht mehr drauf passen. Gerade weil sich der ehemalige Luxusartikel in Europa und den USA mittlerweile zur viel verzehrten

Vorspeise und Beilage entwickelt hat, sind die Folgen seiner Herstellung immens. Um darüber zu informieren, braucht es zum Beispiel kritische Dokumentationen.

Die Geschichte der Garnelenzucht ist dabei auch für Leute von Belang, die sich aus so genannten Meeresfrüchten nichts machen. Denn sie ist eine exemplarische Geschichte, ein beispielhaftes Kapitel aus dem Gesamtwerk neoliberaler Globalisierung. Es spielt unter anderem in Mittelamerika und hat nicht nur mit hiesigen Konsumgewohnheiten zu tun. In ihrem Dokumentarfilm widmen sich Dorit Siemers und Heiko Thiele der gegenwärtigen Situation an den Küsten von Guatemala und Honduras. Im subtropischen und tropischen Klima der dortigen Mangrovenwälder finden Garnelen besonders gute Lebensbedingungen vor. Die Verhältnisse für die ansässige Bevölkerung allerdings haben sich zusehends verschlechtert. Denn Schrimps sind ein rentables Exportprodukt – allein jede/r BundesbürgerIn isst davon rund 1,4 Kilo durchschnittlich im Jahr – und damit zu einer Sache von finanzkräftigen Konzernen geworden. Statt mit dem Boot werden Schrimps heute aus großen, extra für sie angelegten Becken gefischt. Aber nicht nur die bloße Existenz der Schrimpsfarmen raubt den örtlichen Fischerfamilien die Existenzgrundlage. Für die Garnelenbecken werden die Mangroven abgeholzt und um die Garnelen vor Virenbefall zu schützen, werden ihrem Futter Medikamente beigegeben. Dass diese, mit dem verfauten Restfutter in die Flüsse und ins Meer abgelassen, die Gesundheit der Menschen nicht gerade fördern, ist nicht schwer vorzustellen. Auch der Chemieriese Bayer verdient an krebserregenden, in Europa längst verbotenen Antibiotika, die vor Mittelamerikas Küsten ins Wasser gelangen.

Dokumentarische Arbeit ist immer eingebunden in das, was Michel Foucault die „Politik der Wahrheit“ genannt hat. In dieser wird auch die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin befragt. Indem Siemers und Thiele nicht nur das Schicksal einzelner schildern, sondern die Schrimpsfarmen als Auswirkung von Freihandelsverträgen und als einen Teil neoliberaler Großprojekte wie dem *Plan Puebla Panama* (PPP) ausmachen, hinterfragen sie auch die hegemoniale Wahrheitsproduktion. Die Behauptung des mexikanischen PPP-Vertreters, die geplanten und bereits umgesetzten Strukturmaßnahmen – zu denen u.a. auch Schrimpsfarmen gehören – würden Wohlstand, Bildung, Arbeitsplätze und Umweltschutz fördern, erscheint jedenfalls als eine „Wahrheit“, die sich nirgendwo in der Wirklichkeit wiederfindet.

Siemers und Thiele lassen mit Fischern und UmweltaktivistInnen die Betroffenen zu Wort kommen, setzen aber auch den Direktor des Dachverbandes der Schrimpsindustrie oder den Chef einer Fabrik ins rechte Licht, in der die Schalentiere weiterverarbeitet und verpackt werden. Während ein ehemaliger Angestellter die Arbeitsbedingungen in den Kühlhallen kritisiert – Zeitarbeitsverträge, niedrige Löhne und hohe gesundheitliche Belastungen –, sind Konzern- und Regierungsvertreter voll des Lobes für die angebliche Schaffung von Arbeitsplätzen und preisen den Schrimpsexport als boomende Alternative zum weltmarktbedingten Rückgang der Kaffeeausfuhr. Die staatliche Garantie niedriger Zölle und Steuern für die internationalen Unternehmen bürgt allerdings – wie in anderen Bereichen auch – gerade nicht für die Verbesserung der Lebensbedingungen der örtlichen Bevölkerung.

Der Garnelenring ist also kein mafïöser Klan, der hinter verschlossenen Türen und

in Hinterhöfen seine dreckigen Geschäfte abzieht. Er ist vielmehr ein Ausschnitt aus der ganz normalen Kette neoliberaler Handelsbeziehungen. Wenn es um ökonomische Verflechtungen in Lateinamerika geht, spielt das Bild vom Hinterhof natürlich dennoch eine gewisse Rolle. Nicht nur Konzerne aus den USA nutzen die für die günstigen Produktionsbedingungen in den Ländern Mittel- und Südamerikas. Auch Großbritannien, Deutschland und Spanien gehören zu den wichtigsten Importeuren von Schrimps. Dass und wie Produktions- und Konsumtionsbedingungen in einer „globalisierten Welt“ zusammengedacht werden müssen, daran erinnert der Film in eindringlicher Weise.

Jens Kastner

Ulrich Menzel: *Paradoxien der neuen Weltordnung. Politische Essays*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, 272 Seiten

Wie der Autor einleitend bemerkt, soll „der vorliegende Band“ eine „Trilogie“ zum „Abschluß“ bringen, deren erster Band, *Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie* 1993 eine Menge Staub aufgewirbelt hat (s. auch PERIPHERIE 50), während *Globalisierung versus Fragmentierung* 1998 die Differenzierung weltweiter Entwicklungsprozesse ins Zentrum rückte (rez. In PERIPHERIE 73/74). Hier nun soll weiter „das Neue in der internationalen Politik analytisch“ durchdrungen werden, und zudem sind „Vorstudien einer großen Abhandlung über ‘Hegemonie in der Weltgesellschaft’“ in dem Band enthalten (11), der damit unvermeidlich etwas additiv geraten ist und einige Überschneidungen enthält.

Es geht daher vor allem um die Rekonfiguration der internationalen Politik auf der Ebene regionaler Entwicklungen, Macht-

verschiebungen, Rivalitäten und Krisenerscheinungen. Dabei stehen in einem ersten großen Abschnitt die teilweise sehr langfristigen Trends im Vordergrund, die im Anschluss an Überlegungen von Autoren wie Fernand Braudel bis hin zu neueren Arbeiten von Andre Gunder Frank über die Herausbildung wirtschaftlicher und politischer Beziehungen, Zusammenhänge, aber auch von Hegemonialpositionen während der Herausbildung des Kapitalismus und seiner weltweiten Etablierung als bestimmende Wirtschaftsweise debattieren. Gegenüber der mit „ReOrient“ kodierten Position Franks, der eine Verlagerung des weltweiten Machtzentrums vor etwa 200 Jahren aus Ostasien nach Großbritannien und danach in die USA sowie aktuell zurück nach Ostasien postuliert, werden weiter auch „eurozentrische“ Positionen vertreten, die in unterschiedlicher Fassung auf die Entstehung des Kapitalismus in England und seine Ausbreitung abheben. Menzel zählt zu dieser Sicht „aus einer europäischen Perspektive“ (73) auch Wallersteins Weltsystem-Theorie, während Frank und andere über die „asienzentrierte Position“ (74) hinaus „radikal-globalistische“ Thesen (78) vertreten, die sich vor allem auf den Zeitpunkt der Konstituierung des Weltzusammenhangs und auch der Entstehung des Kapitalismus beziehen. Die Relevanz etwa der Überfahrt von Kolumbus und des Vordringens der Portugiesen in den Indischen Ozean kurz vor 1500 wird dementsprechend extrem unterschiedlich eingeschätzt, und der Diffusionismus der „eurozentrischen“ Position sowohl aus „asienzentrierter“ als auch aus „radikal-globalistischer“ Sicht nachdrücklich bestritten.

Ähnlich ausführlich befasst sich Menzel im zweiten großen Abschnitt mit der aktuellen Debatte über die außenpolitische Orientierung der USA und ihre Hegemo-

nialstellung, vor allem in den USA selbst. Er folgt dann im Wesentlichen Robert Coopers Einteilung der Welt und der außenpolitischen Orientierungen der Staaten in postmoderne, moderne und prämoderne, wenn er in den folgenden Kapiteln „Europa“, genauer die EU, den postmodernen d.h. über alte staatliche Grenzen hinaus kooperationswilligen sowie in transnationale Strukturen eingebundenen, die ostasiatischen neu industrialisierten und Schwellenländern den modernen und endlich die „Schurkenstaaten“ und „failed states“ den prämodernen Staaten zuordnet, die er pointiert auf Afrika als „Das neue Mittelalter“ verhandelt. Abschließend betrachtet Menzel dann den „schmalen Grat“ auf dem die deutsche Außenpolitik „in die neue Weltordnung wandle“, nicht zuletzt unter dem Aspekt der neuerlichen Legitimierung der Lehre vom gerechten Krieg durch den Kosovo-Krieg.

Besonders die Kapitel über die US-Debatte und die Diskussion über langfristige Trends sind informativ, soweit sie über wichtige Positionen informieren. Es fällt aber auf, dass an keiner Stelle die Validität der referierten Argumente ernsthaft diskutiert und überprüft oder Konzepte gegeneinander abgewogen werden. So ergibt sich eine durchaus informative Darstellung neuerer und neuester Trends der „[US-]amerikanischen Hegemoniedebatte“ (108) mit den bekannten Akteuren – Neocons, Realisten, Liberale, mit Isolationisten und radikalliberale Pazifisten als Marginalisierten (110). Die Positionen der letzten drei US-Administrationen werden dargestellt, ihre Verteidigungsdoktrinen verglichen und insbesondere betont, dass unter Clinton im Prinzip ebenfalls eine hegemoniale Politik verfolgt wurde, von der allenfalls bei Bush senior Abstriche zu erkennen sind. All das bleibt jedoch auf der Ebene des höchsten informativen Referats stehen.

Selbst Menzels eigene überzeugende Kritik an Samuel Huntingtons Konzept des *clash of civilizations* (s. PERIPHERIE 68) scheint vergessen. Am Ende bleiben nur in die Form der Faktensaussage gekleidete Feststellungen, wie die, angesichts der dargestellten hegemonialen Politik der USA seien die „UN bezüglich ihrer globalen Zuständigkeit fast schon ein Anachronismus geworden“, denn die „eine Welt der ‚Vereinten‘ Nationen“ gebe es „gar nicht mehr“ – und habe es „im Grunde auch nie gegeben“. Eine Rolle sei ihnen allenfalls noch „in der prämodernen Welt der gescheiterten Staaten, der Despotien, der ethnischen Konflikte und humanitären Katastrophen“ zuzubilligen, doch hänge „das Projekt der liberalen Protektorate“ eben letztlich „von den Kräfteverhältnissen der amerikanischen Innenpolitik ab“ (151). Daran mag vieles richtig sein, wenn es um die Beschreibung von Strategien und Machtverhältnissen geht. Dies genügt aber nicht zur Begründung eines begrifflichen Bezugsrahmens.

Die erfolgt auch nicht im Hinblick auf das im vorhergehenden Zitat bereits angesprochene Drei-Welten-Schema Coopers, an dem sich schließlich der gesamte, 148 Seiten lange Teil über die Perspektiven einzelner Weltregionen orientiert. Auch dies wird eher *en passant* und axiomatisch eingeführt und in seinen Konsequenzen nur so weit diskutiert, als die USA in dieses Schema offensichtlich rein immanent nicht hineinpassen – sie verhalten sich als hegemonialer Nationalstaat, also aus dieser Sicht „modern“, doch ihre Außenpolitik nimmt auch über diesen Rahmen hinausgehende, hier postmodern apostrophierte Momente auf. Die Probleme sind mindestens auf zwei Ebenen recht offenkundig: Erstens sind „Schurkenstaaten“ ja keine „failed states“ im Sinne des Zusammenbruchs staatlicher

Strukturen – sie funktionieren im Gegenteil oft beängstigend gut. Zweitens und vor allem aber ist es grob fahrlässig und gedankenlos, mit Formulierungen wie „prämodern“ oder „Mittelalter“ – und letztlich natürlich auch „postmodern“ und „modern“ – eine evolutionäre Linie zu suggerieren, die u.a. den Gedanken nahelegt, das gleichfalls nur nebenher erwähnte – von Menzel andernorts eher propagierte – „liberale Protektorat“ könne die Zurückgebliebenen auf dieser Linie voranbringen. Wenn so etwas ernst genommen werden soll, bedarf es viel gründlicherer Reflektion über Begriffe, Hypothesen und ihren Zusammenhang sowie schließlich ihre Konsequenzen, als Menzel dies hier vorführt. Theorie ist schließlich mehr und vor allem anderes als Spekulation oder Metaphorik, doch diesen Eindruck vermittelt das Buch über weite Passagen. Dafür steht bildlich das „Mehrebenen-Modell von Joseph Nye“, das auf S. 122 abgedruckt ist: Drei übereinander angeordnete Schachbretter repräsentieren hier die „militärische Partie“, das „wirtschaftliche Spiel“ und die „transnationalen Beziehungen“ (123) mit jeweils unterschiedlichen Machtverhältnissen. Dies mag metaphorisch ja einleuchten, doch ist damit wenig mehr erreicht als eben eine anschauliche Metapher. Von einem „Modell“ (122) – an anderer Stelle ist von „Metapher“ die Rede, als ob das dasselbe wäre – wäre doch mehr zu erwarten, nämlich mindestens die genauere Explikation der Regeln und vor allem der Beziehungen, die doch unzweifelhaft zwischen den drei „Spielen“ existieren. Das muss ja nicht formalisiert sein, wichtiger und unverzichtbar ist die Reflektion über diese Beziehungen und ihre Explikation. Darunter kann von theoretischer Anstrengung nicht ernstlich gesprochen werden, und demnach ist sie auch in diesem Buch nicht

zu finden – irritierend weniger als in Menzels früheren Arbeiten, die immer wieder zum Widerspruch reizten, doch dies gerade durch starke Thesen taten, die hier ebenfalls weitgehend fehlen.

Reinhard Kößler

Hansjörg Dilger: *Leben mit AIDS. Krankheit, soziale Beziehungen und Tod in Afrika*. Frankfurt a.M.: Campus 2005, 368 Seiten

Zu einem gewissen Grad „krankte“ v.a. die ethnologische Literatur zum Thema „HIV/AIDS in Afrika“ an einer forschungspraktischen Verengung auf sehr spezifische Einzelfragestellungen, deren publizistische Bearbeitung häufig auf die Form „Zeitschriftenartikel“ beschränkt blieb. Mit Hansjörg Dilgers aus einer langjährigen Forschungstätigkeit hervorgegangenem Buch über den Umgang mit HIV/AIDS in Tansania liegt nun hingegen eine facettenreiche und auch für Nichtexperten äußerst lesbare Monographie „aus einem Guss“ vor, die in einer Reihe von Hinsichten die Schwäche bisheriger AIDS-Forschung überwindet. Erfreulicherweise hält sich Dilger nicht lange mit den bürokratischen (in anderer Hinsicht zweifellos bedeutsamen) Details staatlicher AIDS-Politiken auf, sondern konzentriert sich konsequent auf die durch die Epidemie ausgelösten Veränderungen der über verschiedene Typen sozialer Beziehungen strukturierten Handlungszusammenhänge von *Betroffenen* und ihren Interaktionspartnern. Die ungeheure Reichweite dieser Veränderungen, zeigt letztendlich eines an: HIV/AIDS und die damit verbundenen Krankheitserscheinungen machen Krankheit in Afrika zu einer Dimension sozialer Ungleichheit, die nicht nur zu den klassischen Ungleichheitsparametern wie Einkommen, Bildung, Geschlecht oder Alter

hinzutritt, sondern mit diesen ein komplexes Geflecht wechselseitiger Verstärkung bildet. Mit HIV infiziert zu sein, bedeutet nicht nur ein verkürztes Leben voller Schmerz und Entbehrung, sondern konstituiert in einem sozialstrukturellen Sinn eine Lebenslage wie Geschlecht oder Armut. Über die Konfrontation detaillierter Schilderungen von familiären und anderen sozialen Konflikten und deren Transformation im Zeitverlauf mit einigen wenigen statistischen Kennziffern demonstriert Dilger – und darin besteht, um es vorwegzunehmen, die größte Leistung des Buches – die *strukturierende Macht* der AIDS-Epidemie in Tansania, sowohl auf der Ebene individueller und familiärer Biographien als auch für die Gesellschaft insgesamt.

In der Einleitung erläutert der Autor zunächst die zentralen methodischen und theoretischen Weichenstellungen. In methodischer Hinsicht geht es dabei darum, Land und Stadt als „soziale und kulturelle Einheit“ (S. 62) zu konzeptualisieren. Dies geschieht anhand der Verwendung eines dynamisierten und prozessualen Migrationsbegriffs, der weniger den Abbruch als die transformierte Kontinuität familiärer Beziehungen im Kontext von Wanderungsbewegungen betont. Folglich wird der Umgang mit AIDS auch nicht durch einen separierenden Vergleich in seinen ruralen *oder* urbanen Bedingungen, sondern in seinen diesbezüglichen Verknüpfungen betrachtet. Dieser Anspruch erfordert gleichsam das Konzept einer „multi-sited ethnography“ (S. 65), die den Fokus von der (für die Ethnologie lange Zeit bestimmende) geographischen Definition des Forschungsfeldes und eines entsprechend „erdnahen“ Begriffs des „Lokalen“ zu den (translokalen) Verbindungen von Diskursen und Institutionen hin verschiebt (S. 75). In theoretischer Hinsicht beschreibt Dilger Handlungsvollzüge, so-

weit sie von HIV/AIDS betroffen sind, als *moralische Praxis* und definiert diese als „einen individuellen und gesellschaftlichen Umgang mit Leid, der eng an kulturell und religiös geprägte Vorgaben und Erwartungen über ‘richtiges’ und ‘falsches’ Verhalten im Kontext der HIV-Epidemie gekoppelt ist und der vorrangig in der Interaktion zwischen Menschen mit HIV/AIDS und ihrem sozialen Umfeld entsteht.“ (S. 40).

In den anschließenden Kapiteln werden der Umgang mit HIV/AIDS, die hierbei entwickelten Handlungsstrategien sowie die Bemühungen um die Vermittlung von Kontinuität und Wandel von sozialen Beziehungen anhand der Analyse AIDS-bezogener Praktiken innerhalb von drei sozialen Bereichen untersucht: Großfamilie, NRO und religiöse Gemeinschaft. Vor allem in diesen Abschnitten wird das Buch streckenweise zu einem (über die AIDS-Problematik im engeren Sinne hinausgehenden) ethnographischen Rundgang durch das gegenwärtige Tansania, wodurch die kulturelle Einbettung des Umgangs mit AIDS besonders plastisch vor Augen tritt. Das fünfte Kapitel ist dem Zusammenhang von Stigma und AIDS-bezogenen Sprachregelungen gewidmet und fasst im Grunde zusammen, was sich „wie ein roter Faden“ (S. 46) durch das Buch zieht: dass AIDS-Forschung in Afrika oft auf Mauern des Schweigens trifft und deshalb einer Fahndung gleichkommt, auf der sich der Suchende selbst den vorgefundenen kommunikativen Vorkehrungen anpassen muss, um auf eine ethisch vertretbare Weise an sein Ziel zu gelangen. Abschließend interpretiert Dilger den Umgang mit AIDS als Bestandteil einer spezifisch „tansanischen Moderne“, deren konstitutive Konturen sich weder in einer quasi-paralytischen Defensivhaltung, noch in einer fortschrittsgläubigen Imitation westlicher Strukturmuster erschöpfen.

Eine kritische Lektüre muss zunächst fragen: Können die mit dem Begriff der moralischen Praxis verbundenen analytischen Ansprüche eingelöst werden? Oder anders gefragt: Ist das Konzept sensibel genug? Die Antwort lautet: ja und nein. Moralische Praxis bedeutet, dass soziales Handeln an der Unterscheidung gut/schlecht orientiert wird. Tatsächlich eröffnet Dilger mit diesem Konzept eine für das Verständnis der gesamten AIDS-Krise (wie im übrigen jeder Epidemie) unverzichtbare Analysedimension. Die Ausmaße und Folgen von AIDS haben in Afrika inzwischen dazu geführt, dass Familienverbände in der Fürsorge für ihre Angehörigen an die Grenzen der Belastbarkeit stoßen. Damit stellt sich die Frage nach der Legitimität moralischer Forderungen nach familiärer Pflege und Zuwendung, d.h. der Aufwendung von Zeit, Geld und Liebe. Dies, sowie die Tatsache, dass Infizierte und deren Familien aufgrund der sexuellen Konnotationen von AIDS stets mit der Frage des kommunikativen Umgangs mit diesem Wissen in familiären und öffentlichen Kontexten konfrontiert sind, liefert starke Gründe für einen solchen Ansatz. Wichtig ist auch der Hinweis auf die potentiellen Konflikte in moralisierten Kontexten: Was für Kranke moralisch geboten scheint (etwa Solidarität), kann für deren Familien im Streben nach der Aufrechterhaltung moralischer Integrität vor der (erweiterten) moralischen Gemeinschaft des Dorfes durchaus von untergeordneter Bedeutung sein. In dieser Hinsicht sind familiäre Praktiken der moralischen Dauerbeobachtung ausgesetzt. Was aber, wenn bestimmte Akteure – wie vom Autor beschrieben – versuchen, sich ihrer moralischen Verantwortung zu entziehen (die in ihren Augen evtl. gar nicht besteht), wenn sie sich also nicht am moralischen Code, sondern an Nutzenerwägungen orientieren, wenn es etwa um die Bereitstel-

lung von Ressourcen für die Krankenversorgung geht? M.a.W.: es fehlt ein handlungstheoretischer Komplementärbegriff, mit dem man solche Konflikte noch etwas genauer hätte fassen können.

Die Analyse der Auswirkungen von HIV/AIDS auf Erkrankte, Angehörige und deren Beziehungen ist in der Dichte und Vielfalt ihrer Beschreibung bisher sicher einzigartig. Mit einem bestechenden Sinn für die Gegenläufigkeit von Beobachtungs- und Handlungsperspektiven schildert der Autor die Genese von Krankheit als *fait social*, als Relationierung von Bedeutungen, die über kulturelle Konventionen an bestimmte soziale Positionen gebunden sind. Gerade vor dem Hintergrund dieser Vielfalt stellt sich die Frage, ob in bezug auf die jeweiligen Handlungsziele und -strategien nicht eine stärkere Typisierung/ Typenbildung nahe gelegen hätte. Dem Leser hätte dies darüber hinaus die Orientierung in den sehr differenziert geschilderten Erfahrungswelten der Interviewpartner etwas erleichtert.

Erfreulicherweise webt Dilger durchweg die Ergebnisse der AIDS-Forschung aus anderen Regionen Afrikas in den Text ein und vergleicht diese sogleich mit seinen eigenen Beobachtungen, wodurch der Kreis der potentiell Interessierten erheblich erweitert wird. Insgesamt betrachtet liefert Dilger mit „AIDS in Afrika“ das bisher beste deutschsprachige Buch zum Thema. Niemand, der sich mit den sozialen Folgen der Epidemie beschäftigt, wird um eine Lektüre herumkommen.

Marian Burchardt

Lene Bull-Christiansen: *Tales of the nation. Feminist nationalism or patriotic history? Defining national history and identity in Zimbabwe*. Uppsala: Nordic Africa Institute 2004 (Research Reports, Nr. 132), 119 Seiten

Die seit einigen Jahren eskalierenden Menschenrechtsverletzungen in Zimbabwe und die Strategien der Regierung Mugabe, die eigenen Machenschaften mit Rekurs auf die Kolonialzeit und den Befreiungskrieg als anti-imperiale Heldentaten zu preisen, führen auch bei Intellektuellen des Landes zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der herrschenden Geschichtsklitterung. So sind die Romane Yvonne Veras, einer der bedeutendsten Schriftstellerinnen des Landes, die im Herbst 2004 verstarb, als Gegendiskurs zur nationalistisch aufgeladenen Geschichtsinterpretation der ZANU/PF zu lesen – einer Kontroverse, die unter anderen Vorzeichen von Menschenrechtsgruppen und Kirchen schon seit Ende der 1980er Jahren geführt wird.

Die dänische Kulturwissenschaftlerin Lene Bull-Christiansen interessiert aber nicht nur, wie der von der Regierungspartei monopolisierte Diskurs die nationale Identitätskonstruktion in Zimbabwe prägt und jegliche Kritik unterdrückt, vielmehr versucht sie, die feministischen Positionen im Werk Veras herauszuarbeiten. Dazu analysiert sie die Romane *Nehanda* (1993) und *Stone Versions* (2002), die Erfahrungen von Frauen während und nach der Kolonialzeit darstellen. Bezugspunkte sind literaturwissenschaftliche Theorien über die Werke zimbabwischer AutorInnen und insbesondere postkoloniale Ansätze z.B. von Homi Bhabha. Selbstkritisch setzt sich Bull-Christiansen damit auseinander, inwieweit sie als europäische Wissenschaft-

lerin Urteile über die vorliegende Problemmplexität fällen kann.

Ihre Studie gliedert sich in insgesamt sechs Kapitel, wobei die ersten zwei theoretische und methodische Reflexionen enthalten, das dritte hingegen die Arbeiten Yvonne Veras im zeitlichen Kontext vorstellt. Während das vierte Kapitel einen Abriss über die nationalistischen Geschichtsdiskurse in Zimbabwe bietet, beleuchtet das fünfte Verknüpfungen von Nationalismus, Patriotismus und Afrikanismus, die mit Bezug auf den Roman *Nehanda* reflektiert werden. Im sechsten Kapitel geht es um die Massaker im Matabeleland während der 1980er Jahre, die den Hintergrund für *Stone Versions* bilden. Hier wird auch untersucht, in welchem Verhältnis die ausgewählten Romane zueinander stehen – insbesondere hinsichtlich eines nationalistischen Feminismus und offensichtlicher Brüche zwischen dem anti-kolonialen Abwehrkrieg Ende des 19. Jahrhunderts ('1. Chimurenga'), dem Unabhängigkeitskrieg in den 1970er Jahren ('2. Chimurenga') und den Menschenrechtsverletzungen nach der Unabhängigkeit (sogenannter '3. Chimurenga').

Indem diese Studie sich darauf konzentriert, wie Yvonne Vera das Schweigen über Gräueltaten zu brechen versucht und subversive Versionen der Geschichtsschreibung darlegt, bietet sie Zugänge zum Verständnis der gegenwärtigen Problemlage in Zimbabwe und illustriert die Bedeutung der Stellungnahmen zimbabwischer Intellektueller. Bull-Christiansen verweist auch auf andere namhafte zimbabwische Autoren wie Chenjerai Hove, der wegen seiner regierungskritischen Position das Land verlassen musste.

Auch wenn der Text einige Längen hat, schlüsselt das Buch dennoch verschiedene Phasen und Facetten der zimbabwischen Geschichtsdiskurse auf. Indem es exemplarisch nachweist, wie fragmentiert und gebrochen die „große Erzählung“ über die als

Kontinuum konstruierten „Befreiungskriege“ ist, dokumentiert es Alternativen zur Selbstdarstellung der Mugabe-Regierung.
Rita Schäfer

Lars Clausen, Elke M. Geenen & Elisio Macamo (Hg.): *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen*. Münster: LIT 2004, 352 Seiten

Katastrophen werden zumindest unmittelbar nach ihrem Eintreffen breit kommuniziert – soweit sie wahrgenommen werden. Eine ausdrückliche „Katastrophensoziologie“ fristet wenigstens in Deutschland dagegen ein Nischendasein, wenn auch die Herausgeber auf die langjährige Tätigkeit der „Katastrophenforschungsstelle“ am Institut für Soziologie in Kiel verweisen, die auch immer wieder von mit entsprechenden Problemen befassten Institutionen angefragt wurde. Neben der soziologischen Analyse von Katastrophen steht daher die wissenssoziologische Frage, warum auch angesichts offenkundiger Notwendigkeit einer intensiven Befassung „unser Fach ... stumm“ blieb (ix). Der vorliegende Band geht auf eine gemeinsame Tagung der Sektionen Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie sowie Politische Soziologie zurück, vermittelt aber darüber hinaus Einblicke in die deutlich avanciertere US-amerikanische Diskussion.

Wie die theoretischen Beiträge von Elke Geenen, Enrico L. Quarantelli, Robert A. Stallings, Lars Clausen und Klaus P. Japp bei allen Unterschieden einhellig unterstreichen, geht es bei Katastrophen zwar auch um Ereignisse, gewöhnlich solche sehr abrupten Wandels, soziologisch aber entscheidend um die Kommunikation solcher Ereignisse. *Geenen* grenzt Katastrophen vor allem von den Nachbarbegriffen „Terror“ und

„Revolution“ ab: Katastrophen zeichnen sich durch „Radikalität“, „Rapidität“ und „Ritualität“, d.h. die Wahrnehmung von „etwas sehr Dämonische(m)“ aus (13), insbesondere aber auch dadurch, dass sie von niemandem gewollt oder geplant sind, dass folglich auch kein Zukunftsentwurf und keine Strategie im Spiel sind. Daraus ergibt sich die Tendenz zur Nachbarschaftshilfe, zum „synagonistischen Tausch“ auf der Grundlage gemeinsamer Betroffenheit (21). Eine ausführliche kategoriale Bestimmung, verbunden mit einem visualisierten Ablaufmodell verknüpft *Clausen* zudem mit dem Plädoyer für einen anwendungsorientierten Studiengang, der die Einsichten der Katastrophensoziologie praxisrelevant werden ließe. Wie auch in den besonders von *Stallings* referierten Ergebnissen der *disaster*-Forschung in den USA geht es bei *Clausen*s „FAKKEL“-Modell ganz entscheidend um Routinen, ihre Etablierung und gesellschaftliche Reaktionen auf ihre Erschütterung. Die Katastrophe bezeichnet so gesehen die Zuspitzung nicht nur von Gefahren, sondern von innergesellschaftlichen Konflikten, die bis zur „Ausrottung“ oder Spaltung („Filiation“) führen können (65). Der völlige Zusammenbruch der Alltagsroutine, der radikale Verlust von Sicherheit, aber auch von Wertorientierungen kann durch eine neuerliche Friedensstiftung gelöst werden, die ihrerseits wieder erneut eskalierenden Konflikten zum Opfer fallen kann. Die Visualisierung des Prozesses als Hexagon ermöglicht es, zugleich deutlich zu machen, dass Eskalation hier kein unausweichlicher Ablauf ist, sondern Übergänge in frühere Stadien, aber auch das Überspringen von Zwischenstufen in jeweils spezifischen Lösungsmodalitäten möglich sind. Dabei geht es vor allem um „unmittelbare Ratschläge“ gegenüber identifizierten „Gefahrenbündel(n) ...“, um ihre Radikalität zu

mindern, ihre Rapidität abzubremsen und ihre Dämonisierung zu entkräften“ (76).

Die Probleme sind damit nicht erschöpft: In kritischer Abgrenzung von Ulrich Beck plädiert *Japp* für einen systemtheoretischen Katastrophenbegriff, der auf der Unterscheidung zwischen spezifischem und nicht-spezifischem Nichtwissen im Sinne „der unbestimmten Kontingenz“ (82) beruht. „Der Doppelsinn der Katastrophe liegt gerade darin, einerseits das Abreißen weiterer Kommunikation ... zu signalisieren, und dies andererseits eben durch Negation aller partiellen Ansprüche in Szene zu setzen“ (85): *Japp* erläutert dies aktuell anhand der Kommunikation über Terrorismus und Irakkonflikt im Frühjahr 2003 mit dem Gegensatz zwischen „partieller Negation“ auf Seiten der europäischen Kritiker des Krieges und „kompletter Negation“ auf Seiten der USA. Die kategorische Verneinung jenseits von „Katastrophenschwellen“ indiziert zugleich, dass „das System (sc. Dieser Kommunikationszusammenhang) keine Zukunft mehr hat!“ (87). Mit anderen Worten: Risiken *aus der Sicht* vom anderen Pol der Katastrophenschwelle sind nicht mehr kommunizierbar, und es hat auch keinen Sinn mehr, darüber zu kommunizieren. Der „Risikoabwägung“ unter der Prämisse spezifizierten Nichtwissens steht die „katastrophische Risikokonstruktion“ gegenüber (88), die – etwa auch in der Auseinandersetzung mit BSW – zu pauschaler „finaler Risikovorsorge“ statt zu einer an kausaler Zurechnung orientierten „Gefahrenabwehr“ tendiert (89).

Die entscheidende Bedeutung von Wissen und zumal von *kommuniziertem* Wissen für die Definition und Wahrnehmung von Katastrophen bzw. von Terror unterstreicht *Georg Elwert*, der im ersten von drei Fallbeispielen Grundmuster von organisiertem Terror und Gewaltmärkten als Voraussetzungen des 11. September 2001

untersucht. In die Debatte über katastrophenbezogene Kommunikation ordnet sich diese Analyse vor allem durch den Verweis darauf ein, dass die relevanten Fachwissenschaften im Gegensatz zu den Geheimdiensten „die kommunikative, technische und organisatorische Modernisierung des Terrorismus ... schon 2001 präzise beschrieben“ (96) und so Voraussetzungen zu einer analytischen Durchdringung der Problematik geschaffen hatten. Hier verweist Elwert besonders auf die Kohäsionsmechanismen von Organisationen wie *al-Qaeda*, zumal ihre ideologischen Legitimitätskonstrukte, und auf insulare Kommunikationsformen, die Elwert auf das bereits von W.E. Mühlmann analysierte „Verkehrte-Welt-Syndrom“ sowie auf die „Illusion der Handlungsfähigkeit“ (104) angesichts erfahrener politischer Ohnmacht bezieht. Andererseits betont er die „Flüchtigkeit von Ideologien“ und verweist insbesondere auf die komplexen und situativen Konstellationen, die etwa Konzepte des totalen Krieges mit religiösen Orientierungen zusammenkoppeln. Im Fall von *al-Qaeda* spielt dabei die Blockierung sämtlicher politischer Handlungsmöglichkeiten, die auch durch die Bevorzugung autoritärer Regime durch die USA im Nahen und Mittleren Osten mitbedingt war, neben dem regionalen Einfluss und der Innen- sowie Religionspolitik der saudischen Monarchie eine zentrale Rolle. Um den Erfolg *al-Qaedas* zu erklären, greift Elwert auf sein Konzept der Gewaltmärkte zurück. Er verbindet dies mit dem Hinweis auf „gewalt-offene Räume“ in „zerfallende(n) Staaten“ (118f), die gerade den terroristischen Netzwerken unterschiedlichste Chancen bieten: von der Vermarktung von „Sicherheit“ bis hin zu „Not, die man spektakulär mindern kann“ (119). Bin Laden steht dabei für eine neue Art der Kriegsherren, die unter ande-

rem auch „ideologische Opfer“ (115) vermarkteten und Anschluss an die internationalisierten Finanzmärkte gefunden haben. Im Falle *al-Qaedas* ist darüber hinaus die Bezeichnung „Netzwerk“ insofern ernst zu nehmen, als „es sich nicht um eine Organisation mit einem hierarchischen Zentrum handelt“ (117), was einerseits Flexibilität bedeutet, andererseits aber etwa auch Schwierigkeiten der Geheimhaltung mit sich bringt. Prognostisch ergibt sich für Elwert eine Verzweigungssituation, in der einerseits durch „positive Rückkoppelungen“ in einer eng vernetzten Welt „Gesellschaft wenig vorhersehbar“ werden kann, zumal mit der „Lernfähigkeit“ von Terroristen zu rechnen ist; andererseits ist „durch die Wahrnehmung der Risiken ... eine stärkere Kontrolle von als Waffen nutzbaren Mitteln (z.B. auch von Kernkraftwerken) und von Finanzströmen“ denkbar (120). Zentrale Bedeutung aber misst Elwert, wie auch seine abschließenden „praxeologischen Vorschläge“ (120) deutlich machen, der Verteidigung oder Neuetablierung eines Gewaltmonopols zu, dessen Ausgestaltung als „rechtsstaatliches“ oder als „das einer privilegiengierigen Organisation“ jedoch ebenfalls offen ist. Damit ist auf die bekannten Risiken einer „moralische(n) Indifferenz“ gegenüber „autoritären Partnerländern“ verwiesen (122), mit denen zu kooperieren allzu lange in der Routine gerade auch der Entwicklungszusammenarbeit gelegen hat.

Unmittelbarer an der Debatte um Risiken katastrophenhafter Einzelereignisse setzen die Überlegungen von *Martin Voss* zur Beobachtung und Kommunikation von Risiken in der Entwicklungszusammenarbeit an. Unter Verweis auf die konkreten Probleme eines erdbeben- und überschwemmungsgefährdeten Dorfes an der guatemaltekischen Pazifikküste untersucht Voss vor allem die Probleme, die sich aus der Kom-

plexität ergeben, wie sie durch die Gegebenheiten vor Ort sowie verstärkt durch die institutionellen Veränderungen und Vorkehrungen bedingt ist, die der Aufbau eines organisierten Katastrophenschutzes und das Eingreifen der GTZ im Rahmen eines Projektes nach sich ziehen. Bei der notwendigen Reduktion dieser Komplexität plädiert Voss im Anschluss an Clausen für die sorgfältige Beachtung langfristiger Prozesse und vor allem dafür, gegenüber hierarchischen Arrangements „der Heterarchie mehr Aufmerksamkeit zu schenken“ und die Chancen zu nutzen, die sich aus der Tatsache ergeben, dass Komplexität auch gleichbedeutend mit der engen Verflechtung sozialer Beziehungen auf lokaler Ebene ist, die „selbst schon stabilisierende Züge (tragen)“ (138).

Das Problem des Nichtwissens als Moment der Kommunikation von Katastrophen, vor allem aber als Lernchance untersucht ausführlicher *Stefan Bösch* anhand der Dynamik des Problembewusstseins nach dem „Wendepunkt der Chemiepolitik“ (139), den der große Unfall markiert, zu dem es 1976 im italienischen Seveso kam. Bösch zeichnet Stadien der Chemiepolitik seit dem späten 19. Jahrhundert nach und betont die Bedeutung einer bewusst gestalteten „Erfindung von Problemen“ (161), die zumindest „Quasi-Gewissheiten“ (162) in dem Sinne schaffen können, dass Aussagen und Problemdefinitionen auf Zeit Gültigkeit beanspruchen können. So ließe sich – ebenfalls exemplifiziert an dem populär als „Seveso-Gift“ apostrophierten Dioxin – ehestens ein gesellschaftlicher Lernprozess in Gang setzen.

Der Band schließt mit einem Themenblock „Erzählungen und Diskurse“, dessen Stellenwert, wie die Herausgeberin und die Herausgeber betonen, sich aus der starken These ergibt, dass „alle Katastrophen Kulturkatastrophen sind“, womit es „unabding-

bar“ wird, „auch die einordnenden Diskurse zu analysieren, die sich *ad hoc* erhoben haben“ (164) – exemplifiziert zunächst durch Heinrich Heines dichterische Reflexion auf den Brand Hamburgs 1842, die unnachahmlich unterschiedlichste Perspektiven ironisch zusammenbindet.

Elisio Macamo untersucht sodann die lokale Wahrnehmung der Flutkatastrophe des Jahres 2000 in Mosambik. Die Rekonstruktion des in Gruppendiskussionen erhobenen lokalen Diskurses weist die Bruchstellen auf, an denen die Flut in einer Weise kommuniziert wird, die über die vorhandenen Routinen im Umgang mit Überschwemmungen hinausgeht: Wenn das Flutwasser sich „im nachhinein doch [nicht als] Gast“ erweist, dessen Besuch Teil der Normalität ist, sieht sich „die Gemeinschaft“ gezwungen, „seine Position in ihr[em] Erfahrungsfeld neu zu bestimmen“ (183). Die „komplexe Welt“ (182), die in den Diskussionen entfaltet wird, erschließt eine „lokale Perspektive“, die „nicht am Ereignis ansetzt, sondern am sozialen Handeln“ (184), nämlich den nach der Flut und der 2000 auf sie folgenden Dürren bestehenden Notwendigkeiten und ihrer Bearbeitung. Dabei geht es projektiv auch um die Beherrschung künftiger Hochwasser, womit das Außergewöhnliche wiederum ins Routinehandeln zurückgenommen werden kann.

Die abschließenden vier Beiträge widmen sich der Verarbeitung von Katastrophenwahrnehmungen in wissenschaftlich-öffentlichen Diskursen und in den Medien. *Silvio M. de S. Correa* erläutert die Problematik spektakulärer Kommunikation anhand brasilianischer Nachrichtensendung, u.a. in der Naturalisierung der Katastrophe im Rahmen des *infotainment*; demgegenüber kommt der Soziologie eine besondere aufklärerische Verantwortung zu. *Matthias Junge* untersucht die „mediale Bewältigung

des 11. September“ durch deutsche Qualitätszeitungen (s. auch *Peripherie* 84). Die Problematik der mit dem Terminus „Katastrophe“ aufgerufenen und an ihn anschließend konstruierten Konnotationen untersucht *Andreas Pettenkofer*, wenn er nach den Grundlagen des „deutschen Risikodiskurses“ (185) fragt. Er analysiert sie vor dem Hintergrund der spezifischen Positionierung der westdeutschen Umweltbewegung. Neben der Problematisierung des spezifischen, insbesondere von Beck und Luhmann verwendeten Risikobegriffs *jenseits* der Kalkulierbarkeit konstatiert Pettenkofer angesichts der zumal in den späten 1970er Jahren verbreiteten Assoziationen zwischen der prognostizierten Nuklearkatastrophe mit dem Atomkrieg einerseits, dem industriellen Massenmord der Nazis andererseits quasi-religiöse Momente innerhalb eines Diskurses, der dann auch in die soziologische Debatte eingewandert ist. Abschließend möchte *Willy Viehöver* zeigen, wie der Mythos bzw. die Erzählung der Klimakatastrophe das Konzept der reflexiven Moderne wesentlich konstituiert hat, wie dieser Diskurs aber zugleich ein „Medium“ ist, „um über Wendepunkte in der sich globalisierenden Gesellschaft zu kommunizieren“ (285). Wie schon bei Pettenkofer zeigt sich, dass der eingangs zentral mit Rapidität verknüpfte Begriff der Katastrophe solche Prozesse offensichtlich im Grunde nicht erfasst, die entweder wie nukleare Verseuchung nicht nur unsichtbar sind, sondern unweigerlich im Modus des Möglichen diskutiert werden oder wie im Fall des Klimawandels gleichfalls *unmerklich* zumindest in den Zeiträumen der eingeklagten Handlungsmöglichkeiten ablaufen (sollen). Spätestens hier freilich wäre auch genauer zu fragen, *worüber* eigentlich kommuniziert wird, will man den Fallstricken entgehen, deren sich die Analyse vorab von Kommunikation immer ge-

wärtig zu sein hat: über der Analyse von Diskursen bei der Kommunikation über Kommunikation stehen zu bleiben, die Gefahr läuft, reale Probleme wenigstens implizit zu leugnen, wenn sie sie *nur* – zum Zwecke der Analyse unvermeidlich – in Klammern setzt. Die Auseinandersetzung mit der *auch* gesellschaftlichen Realität erfordert letztlich auch die Befassung mit dem, was innerhalb der Klammer steht.

Reinhart Kößler

Claus Leggewie (Hg.): *Die Türkei und Europa. Die Positionen.*

Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004,
342 Seiten

Der Beitritt der Türkei zur EU ist in den letzten Jahren auch in Deutschland innenpolitisch zu einem heißen Eisen geworden und könnte auch im bevorstehenden Bundestagswahlkampf eine wichtige Rolle spielen. Über das intellektuelle Rüstzeug, das in dieser Auseinandersetzung zum Einsatz gebracht wird, legen die Kommentare und Hintergrundanalysen aus der deutschsprachigen Presse der Jahre 2002 und 2003, die diesen Band zum größten Teil füllen, ein beredtes, nicht immer schmeichelhaftes Zeugnis ab. Zum einen werden alle möglichen geostrategischen Überlegungen angestellt, vor allem unter Verweis auf die gemeinsamen Grenzen der Türkei mit Staaten des Nahen Ostens und des Kaukasus. Gelegentlich findet sich auch der Hinweis auf die Problematik der Vertiefung gegenüber ständiger Erweiterung der EU. Dominierend aber sind gerade von deutscher Seite Identitätsdiskurse, also letztlich der Streit darum, wo rechtens die Grenze Europas, das stets mit der EU gleichgesetzt wird, zu ziehen sei, und wie Herfried Münkler bemerkt, ist das „steuerungspolitische Argument ... bloß eine Camouflage des identitätspo-

litischen“ (206). Aus einer sozialwissenschaftlich aufgeklärten Sicht ist inzwischen eigentlich klar, dass staatliche Grenzziehungen auf Konstrukten beruhen und daher nie auf „natürliche“ Vorgaben rückführbar sind. Hans-Dietrich Schultz breitet in seinem Überblick über die sehr unterschiedlichen Grenzen, die „Europa“ während der letzten zwei Jahrhunderte zugeschrieben wurden, noch einmal eine Menge Belege für diesen Sachverhalt aus. Es muss umso mehr irritieren, hier dokumentiert zu finden, dass all dies etwa für überaus prominente deutsche Sozialhistoriker ganz offensichtlich nicht gilt, wenigstens dann nicht, wenn sie sich im Feuilleton äußern. Dessen eigentlichen Vertreter, zu denen sich etwa auch Altbundeskanzler Helmut Schmidt gesellt, fahren ebenfalls immer wieder das Geschütz vom christlichen, lateinischen, aufgeklärten Europa auf, zu dem die Türkei als orientalisches und islamisches Land eben nicht gehöre, und ebensowenig die Ukraine (hier hat sich seit Ende 2004 der Diskurs in aufschlussreicher Weise verschoben), Weißrussland oder gar Russland. Dagegen lassen sich dann die aufklärerischen Traditionen des Islam oder die modernistische Ausrichtung speziell der Türkei anführen, weiter die dort in den letzten Jahren erreichten Fortschritte bei Menschen- und Bürgerrechten oder Minderheitenschutz. Es bleibt unbemerkt, dass letztlich beide Argumentationsrichtungen der orientalistischen Projektion von Unfreiheit und Rückständigkeit auf das Andere, eben den Orient, aufsitzen – nur wird die Türkei eben einmal diesem Orient zugerechnet und ein anderes Mal nicht (mehr). Hier verweist Seyla Benhabib darauf, dass ihre Vorfahren nach der Vertreibung der Juden aus Spanien in der toleranten Türkei Aufnahme fanden und versteht dies als Beleg für die unauflösbare Verflechtung der Türkei mit

Europa, die Vorstellungen „von Reinheit träumende(r) Europäer“ (78) zur Chimäre mache. Man kann aber auch weitergehen und mit Dieter Oberndörfer einen Rückfall auf „die typische Denkstruktur der romantischen Geschichtswissenschaft, der Leitwissenschaft von Nationalstaat und Nationalismus“ konstatieren, wonach die „Substanz der Nation, ihre Identität ... in der Geschichte“ zu finden sei (187). Auch Oberndörfers Verweis darauf, dass „den industriellen Massenmord an sechs Millionen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland ... nicht etwa eine islamische Gesellschaft“ verursachte (188), ist angesichts der Selbstgefälligkeit mancher der hier versammelten Beiträge leider notwendig. Dass ein solcher Autor in diesem wichtigen Punkt eindeutig aufgeklärter argumentiert als Hans-Ulrich Wehler oder auch Heinrich August Winkler – wer hätte das vor wenigen Jahren gedacht?

Spannender als dieser letztlich müßige – wo nicht bedrohlich werdende – Austausch sind die Argumente, die eher vom Rand kommen, etwa wenn der irische Schriftsteller Colm Tóibín von den einschneidenden Veränderungen berichtet, die in seinem Land unter dem Einfluss und auf massiven Druck des europäischen Rechtssystems etwa im Bereich der Geschlechterbeziehungen eingetreten sind. Diese Überlegungen finden ein Echo in einem Großteil der Stimmen aus der Türkei, die den EU-Beitritt als zentralen Hebel einer umfassenden Demokratisierungsstrategie erscheinen lassen. Glaubt man Heribert Prantl von der *Süddeutschen Zeitung*, gilt dies auch umgekehrt: Das „Zukunftsprojekt“ Europa könne sich gerade an der Frage des Beitritts der Türkei „als Projekt der Vielfalt und Toleranz“ erweisen (153). Dann stünde mit der Ende 2004 endgültig zu erwartenden Entscheidung über den Status der Türkei ge-

genüber der EU nicht nur deren Demokratisierungsprojekt, sondern auch das Profil der EU nach innen wie nach außen auf dem Spiel – in Prantls bilderreicher Sprache geht es darum, ob „das Haus Europa“ aussehen soll „wie die Festung Akkon aus der Kreuzfahrerzeit“ (153).

Zugleich sehen die Geostrategen mit der Türkei-Frage allerdings auch die weitere Frage verbunden, ob die EU „die Weltpolitik ganz den Amerikanern überlassen will“, wie nicht nur Michael Thumann von der *Zeit* argumentiert (160). Der Verweis auf den Zugang zu den Energieressourcen nicht nur des Nahen Ostens, sondern auch des kaspischen und transkaspischen Raums, den das Brückenland Türkei eröffnen könne, liegt nahe. Hinzu kommt jedoch auch die traditionell enge Anbindung der Türkei und zumal ihres Militärs mit seiner erst gegenwärtig zurückgedrängten, zentralen politischen Machtstellung an die USA. Diese Bindung könnte durch eine Zurückweisung der Türkei seitens der EU wieder verstärkt werden.

Hier können nicht alle in dem Band enthaltenen Argumente des Für und Wider dargestellt werden. Auffällig aber ist, dass wir hier sehr viel über die Türkei erfahren, etwa über die prekäre Stellung der Minderheitenreligionen gerade unter den Bedingungen eines strikt laizistischen Staates, aber sehr wenig über die EU. Deren bekannten Defizite, was demokratische Kontrolle, aber auch Transparenz und Effektivität von Entscheidungsstrukturen angeht, kommen allenfalls gelegentlich zur Sprache, ebenso ihre (mögliche) außen- und „weltpolitische“ Strategie – ganz abgesehen davon, dass der Terminus „Weltpolitik“ auch ein knappes Jahrhundert nach seiner großen Konjunktur wenigstens in Deutschland doch einige Alarmlampen zum Leuchten bringen sollte. Der Herausgeber gibt jedenfalls im letzten Satz seines

„Ausblicks“ ein zentrales Stichwort, wenn er die „Alternative zwischen dem Projekt eines identitären Bundesstaats und einer weltoffenen Netzwerkgesellschaft“ formuliert (319). Klingt gut, möchte man sagen – nur, handelt es sich bei der EU wirklich um eine „Gesellschaft“ oder nicht doch eher um einen Staat – wie schwierig auch immer dieser im Einzelnen zu bestimmen sein mag? Dann erschiene die Sache schon problematischer.

Die in diesem Band zum Ausdruck kommenden, oft erstaunlich wenig reflektierten Identitätsvorstellungen sind in der Tat Anlass zu ernstem Bedenken über eine auch in anderen Politikfeldern, an erster Stelle in der Flüchtlingspolitik, zu beobachtende Tendenz zur sozialen und politischen Schließung, für die alle möglichen kulturalistischen und technokratischen Argumente bemüht werden. Ob dem überhaupt mit den bestehenden europäischen Institutionen entgegengesteuert werden kann, muss doch sehr fraglich bleiben. Die Erweiterung der EU durch die Türkei kann aber nur vollständig diskutiert werden, wenn die EU selbst mit zum Gegenstand der Analyse gemacht wird. Eine solche kritische Selbst-Thematisierung dürfte auch ehestens geeignet sein, den auf Seiten der deutschen Diskussionsteilnehmer praktisch allgegenwärtigen orientalistischen Reflexen wirkungsvoll und glaubwürdig entgegenzuarbeiten. Jenseits aller Kritik an Struktur, Außen- und Verteidigungspolitik der EU, wie sie gerade angesichts der derzeit zur Ratifizierung anstehenden Verfassung mit dem darin verankerten faktischen Aufrüstungsgebot unbedingt und lautstark artikuliert werden muss, dokumentiert dieser Band, dass die Debatte über den EU-Eintritt der Türkei – wohl nicht nur in Deutschland – einen Identitätsdiskurs losgetreten oder doch verstärkt hat, der be-

drohlich integristische Formen anzunehmen droht und aus dieser Sicht auch unabhängig von der EU-Debatte selbst kritisch begleitet werden sollte – gerade weil er von neueren wissenschaftlichen Einsichten weitgehend unbelastet daherkommt.

Reinhard Kößler

Franziska Becker & Jigal Beez (Hg.): *Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika 1905-1907*. Berlin: Ch. Links 2005, 235 Seiten

Die verdrängte Erinnerung an deutsche Kolonialherrschaft in Afrika und Ozeanien wurde mit dem Gedenken an den Kolonialkrieg und Völkermord im heutigen Namibia, deren Beginn sich 2004 zum 100. Mal jährte, in Ansätzen ins Bewusstsein gehoben. Wie viel danach noch zu tun bleibt, lässt sich ermesen, wenn man in eines der Standardwerke schaut, die Überblicke über das Geschehen vermitteln sollen. Da dies aber weder inhaltlich ausreicht noch eine angemessene Breitenwirkung erreichen kann, sind Anstrengungen besonders notwendig, die herausragende Daten zum Anlass nehmen, zumindest an die markantesten Ereignisse zu erinnern. Der Maji-Maji-Krieg, der Mitte Juli 1905 im Südosten des heutigen Tanzania, der damaligen Kolonie Deutsch-Ostafrika, begann, gehört zweifellos zu diesen Ereignissen. Nach der Zahl der Menschen, die mehrheitlich nicht der unmittelbaren Kriegführung, sondern den verheerenden Folgen der von der deutschen „Schutztruppe“ angewandten Strategie der „verbrannten Erde“ zum Opfer fielen, war dies sogar die größte einzelne Katastrophe, die durch die deutsche Kolonialherrschaft ausgelöst wurde.

Den Band eröffnet ein Themenblock zu Hintergründen des Krieges. *Jigal Beez* skizziert das komplexe Geflecht, das die gesellschaftliche Lage vor der Kolonisierung

kennzeichnete und sich aus lang etablierten, von den Swahili-Städten der Küste ausgehenden Handelsbeziehungen einschließlich des bis weit ins 19. Jahrhundert anhaltenden Sklavenhandels sowie neueren, teilweise dramatisch verlaufenen Wanderungsbewegungen ergeben hatte, die insbesondere zur Präsenz von Ngoni-Gruppen geführt hatte, deren Wanderung nach Norden durch die kriegerischen Ereignisse im heutigen Südafrika (*mfecane*) ausgelöst worden war. Neben den Gegensatz zwischen Küste und Hinterland trat so ein hoher Grad politisch-militärischer Organisation und Erfahrung, einschließlich starker Tendenzen zu gesellschaftlicher Zentralisierung. Die Etablierung der deutschen Kolonialherrschaft skizziert *Reinhard Klein-Arendt* als Prozess gewaltsamer Aneignung, der wenig Wert legte auf lokale Vorstellungen etwa darüber, wer berechtigt sei über das Land zu verfügen, das mit fragwürdigen Verträgen unter die formale Kontrolle der deutschen Kolonisatoren gebracht wurde – zumindest, soweit dies „allein unter europäischen Mächten“ abzumachen war (20), was natürlich eine Fiktion bleiben musste. Nicht grundsätzlich verschieden von anderen Kolonien entfaltet sich die Etablierung der kolonialen Kontrolle als Abfolge von Zwangsmaßnahmen, von Widerstand, der gewaltlos mit Hilfe einer bald in anderen Teilen Afrikas rekrutierten „Schutztruppe“ gebrochen wurde und endlich der Schaffung eines Systems der Besteuerung und der Zwangsarbeit, einschließlich des Zwangsanbaus, zu dem die Dörfer kollektiv verpflichtet wurden. Das Ausreißen auf solchen „Kommunalschamben“ angebauter Baumwollpflanzen war 1905 eines der Fanale für den Beginn des bewaffneten Widerstandes. Die Krise der Gesellschaften in Südtanzania wurde, wie *Patrick Krajewski* zeigt, verschärft durch die Entwicklung des Übersee-

handels im Indischen Ozean, sowohl mit der Verdrängung der afrikanischen Dhaus als auch mit der Marginalisierung der tanzanischen Südküste im Rahmen der Kolonialökonomie.

Der Krieg selbst nahm seinen Ausgang freilich von der „Botschaft des Propheten Kinjikitile,“ die *Yigal Beez* zu Beginn des zweiten, dem eigentlichen Krieg gewidmeten Themenblocks darstellt, und die im Wesentlichen besagte, speziell behandeltes Wasser (Swahili *maji*) könne gegen Gewehrketten feien, die wie Wassertropfen an den Behandelten abperlen würden. Beez ebenso wie *Felicitas Becker* im folgenden Beitrag zum eigentlichen Kriegsverlauf betonen, dass es sich um „die erste antikoloniale Erhebung“ gehandelt habe, „bei der sich so viele unterschiedliche Völker – insgesamt etwa 20 – gemeinsam gegen die Kolonialherrschaft zur Wehr setzten“ (61). Beez führt dies auf die „einzigartige Faszination“ der Botschaft (61) zurück, zeichnet aber auch die effektiven Kommunikationsnetzwerke nach, mit der diese verbreitet und auch variiert wurde. Seine Grenzen fand dieser Prozess „dort, wo man mit der Kolonialarmee schon üble Erfahrungen gemacht hatte“ (69), vor allem im sogenannten „Araberaufstand“ an der Küste und im Abwehrkampf der Hehe in Zentraltanzania. Hinzu kamen, wie Becker bemerkt, ältere Feindschaften. Sie zeigt weiter die regional und zeitlich unterschiedlichen Vorgehensweisen auf, die sie auch differenziert nach ethnischer Zugehörigkeit sieht: Im Ausgangsgebiet des Krieges südwestlich der berühmten alten Hafenstadt Kilwa lieferten „staatenlose“ Gruppen wie Matumbi und andere den Kolonialherren offene, massenhafte Feldschlachten, die bald im Maschinengewehrfeuer zu blutigen Katastrophen führten. Dagegen griffen zentralisierte Ngoni-Gruppen weiter westlich und

südlich zu weit effektiveren Guerillataktiken (76) und führten „einen wohlüberlegten Krieg“ (80). Parallel dazu wies auch die chiliasmatische Überhöhung der Maji-Maji-Botschaft ein deutliches Gefälle auf. Die Guerillataktik wurde von den Kolonialtruppen mit der „Strategie der ‘verbrannten Erde’“ (80) konterkariert. *Ludger Wimmelbucker* untersucht mit den „Bevölkerungsverlusten“ die wohl einschneidendste Folge. Angesichts erheblicher methodischer Probleme kommt er zu keiner genauen Zahl, aber die offizielle zeitgenössische Zahl von 75.000 Toten erscheint eindeutig zu niedrig, und selbst die 250.000 bis 300.000 Todesopfer, auf die der tanzanische Historiker Gilbert Gwassa kam, beruhen auf einer „unvollständig(en)“, da regional eingeschränkten Analyse (93). Weiter war gegenüber dem Krieg in Namibia „das Vorgehen der Kolonialtruppe in Ostafrika ... weitaus weniger systematisch,“ und die Bevölkerungskatastrophe ging neben den direkten und indirekten Kriegsfolgen auch auf eine 1907 einsetzende Dürre zurück. Auch die Umorientierung der Politik der Kolonialverwaltung, die sich nach dem Krieg in klarem Unterschied zu Namibia gegenüber Landwünschen weißer Siedler restriktiver verhielt als zuvor und Zwangsarbeit einschränkte, zeige, „dass das Verhalten der Kolonialtruppen keinem von oben verordneten Genozid gleichkam“ (99). Dennoch waren die Folgen der Unterdrückungsstrategie dramatisch, so ging durch die „zwangsweise Entwaffnung und die Zerstörung befestigter Anlagen“ auch die Fähigkeit der Afrikaner zurück, sich gegen wilde Tiere, zumal gegen Löwen zu schützen (94).

Wie in anderen Kolonialkriegen spielten die christlichen, zumal die deutschen Missionen eine wichtige Rolle. *Hans Joachim Niesel* verdeutlicht das (erneut im

Kontrast zum zeitgleichen Geschehen in Namibia) schonungslose Vorgehen der kriegführenden Afrikaner gegen Missionsstationen ebenso wie gegen oft bewaffnet auftretende Missionare, die sich auch an Kampfhandlungen beteiligten; dem entspricht deren völlig bedingungslose Parteinahme für die Kolonialmacht, auch bei der Jagd nach flüchtigen Aufständischen. Dies ist wenigstens teilweise auf frühere Konflikte zurückzuführen, in denen die Missionare gegenüber „einheimische(n) Machthaber(n)“ als „Usurpatoren“ auftraten, die insbesondere auf ihrer „Platzordnung“ beharrten und mit ihren Schulen „Kontrolle über die Kinder“ erlangten (102f). Freilich korreliert die Schärfe des Vorgehens der Missionare keineswegs exakt mit der Beteiligung am Aufstand. Ungeachtet der „dezidiert prokoloniale(n) Haltung der Missionare“ (Wimmelbucker, 97) erlebte die Mission nach dem Krieg ähnlich wie auch in Namibia einen starken Zulauf, der hier aber lediglich verzeichnet wird und im Kontrast zu der in „Teilen der Kriegsregion“ eintretenden „muslimischen Dominanz“ steht (Becker, 193).

Ein Themenblock über die Darstellung des Krieges untersucht zunächst unterschiedliche afrikanische Perspektiven. *Ingrid Laurien* hat Aussagen aus einem seit 1967-69 an der Universität Dar es Salaam durchgeführten *oral-history*-Projekt zusammengestellt. Das „Mosaik aus vielen Stimmen“ (117) verweist vor allem auf längerfristige Gewalterfahrungen, ein „friedlose(s) Umfeld“, in dem „die Deutschen nur ein neuer Faktor“ gewesen seien (119) – entgegen dem Anspruch der Kolonialherren, das Land mit einem einheitlichen Verwaltungssystem befriedet zu haben. Zumeist nehmen die vorliegenden Berichte „die Perspektive ... eines bedrohten Zuschauers“ (117) ein. *Ludger Wimmelbucker*

geht anhand eines zeitgenössischen, sowohl auf Swahili wie auf Deutsch erschienenen Zeitungsartikels, dessen Autor als „Sklavenhändler und Kriegsgewinnler auf der Gehaltsliste der deutschen Kolonialregierung“ charakterisiert wird (130), der Sichtweise von Afrikanern nach, die sich während des Krieges „regierungstreu“ verhielten; dabei kommt vor allem der Gegensatz zwischen einerseits denen zum Ausdruck, die sich auf die Swahili-Kultur der Küste bezogen und andererseits den Bewohnern des Landesinneren, die diese als *Washenzi*, etwa: „Wilde“, diskriminierten (128); zugleich zeigt sich die offenkundige Indifferenz der Deutschen gegenüber solchen, für die Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft nicht unerheblichen Unterscheidungen. *José Arturo Saavedra Casco* zeigt anhand des Gedichts des Swahili-Dichters Abdul Karim Jamaliddini über den Maji-Maji-Krieg eine andere, eher abwägende afrikanische Sichtweise auf. Dieses Gedicht exemplifiziert nicht nur die komplexen politisch-religiösen Konfliktlinien, die mit der Auseinandersetzung mit der anticolonialen Bewegung in Erscheinung traten. Das abschließend skizzierte Schicksal des Dichters – er starb im Gefängnis, nachdem er 1910 in den Verdacht der Verbindung zu einer islamisch-revivalistischen Bewegung in der südlichen Hafenstadt Lindi geraten war – steht zudem für die Schwierigkeiten, denen sich die „muslimische Elite“ gegenüber sah, „zwischen dem Misstrauen der deutschen Kolonialherren einerseits und der Unzufriedenheit der kolonisierten Bevölkerung andererseits zu überleben“ (140). Besonders verdienstvoll ist der Überblick, den *Inka Chall* und *Sonja Mezger* über die Berichterstattung und Kommentierung des Krieges in der deutschsprachigen Presse geben. Dabei stand der detaillierten Berichterstattung in

der Kolonie die eher kursorische Berücksichtigung selbst in den auf Kolonialfragen spezialisierten Periodika im Reich gegenüber, bei einer zentralen Tendenz: Zum einen spielten die „Tausende Tote“ keine Rolle, und „zivile Opfer“ wurden offen angesprochen, „ohne diesen jedoch größere Bedeutung beizumessen“. Ferner wurde das Geschehen als „Krieg mit klaren Fronten“ dargestellt und dabei die Legitimität der militärischen Verteidigung des Kolonialprojektes unterstrichen (153). Dem kontrastiert *P. Werner Langes* Erinnerung an Hans Paasche, für den die Erfahrung in Ostafrika der Anstoß für einen Weg vom Offizier zum Pazifisten war, der schließlich 1920 von Freikorps ermordet wurde.

Im abschließenden Themenblock über die Folgen des Krieges skizziert *Felicitas Becker* zunächst die Neubewertung des Maji-Maji-Krieges durch die Unabhängigkeitsbewegung der 1950er Jahre als der spätere Präsident Nyerere ihn als „Vorahnung eines ‘Nationalgefühls’“ begriff (172). Das große *oral-history*-Projekt der 1960er Jahre dokumentiert auch eine Umbewertung des Krieges im eigentlichen Aufstandsgebiet im Lichte der erreichten Unabhängigkeit: Die Resignation der Machtlosigkeit wich hier dem „Stolz“ auf „das vergebliche Freiheitsstreben der früheren Generationen“ (174). Dennoch trat der Maji-Maji-Krieg in der Folge wieder in den Hintergrund des nationalen Geschichtsbildes Tansanias, so dass auch der 100. Jahrestag kaum öffentlich begangen wird. Becker führt dies einmal auf das Ausmaß der mit der Niederlage einhergehenden Katastrophe zurück, die „es im Grunde unmöglich (machte), die Ereignisse in eine Heldengeschichte zu verwandeln“ (174/177), sodann auf die regionale Begrenztheit des Geschehens. *Alfred Fuko* bestätigt die „gemischten Gefühle“ der Nachfahren (181) und berichtet von jährlichen Pilgerfahrten zum

Gedenken an von den Aufständischen umgebrachte Missionare sowie an Ansätze des Tourismus mit Bezug auf die Kriegsereignisse. Als vielleicht wichtigste Folge des Krieges untersucht *Felicitas Becker* die Frage, in welchem Maß die heutige Randständigkeit des Südostens – nicht dagegen des westlichen, von Ngoni und Bena besiedelten Teils des früheren Kriegsgebietes – innerhalb Tansanias als Folge des Krieges zu verstehen sei. Mit dem durch den Krieg ausgelösten demographischen Einbruch gingen infrastrukturelle Rückständigkeit und mit der Ausbreitung des Islam sowie dem Rückzug christlicher Missionen eine mangelhafte Beschulung und Alphabetisierung einher, so dass gegenwärtige Probleme durchaus „mit den vielfältigen Nachwehen des Maji-Maji-Krieges zu tun“ haben, jedoch „darauf allein ... nicht zu reduzieren“ sind (195). Eher dünne Verbindungslinien zeigt auch *Jean Mutoombo* in der Wiederaufnahme einiger zentraler Motive durch die Maï-Maï-Miliz in Katanga auf, die sich nach der Ermordung Patrice Lumumbas der „zweiten Unabhängigkeits“-Bewegung von Pierre Mulele anschloss und deren allenfalls locker verbundene Abteilungen bis in die Gegenwart am Kriegsgeschehen in den Kivu-Provinzen aktiv sind. Im Gegensatz zur Maji-Maji-Bewegung vertreten diese Gruppen explizit Anliegen einzelner Ethnien, freilich ebenfalls unter Bezug auf „einheimische Kultur und Tradition“ und im „Glaube(n) an die Kraft der Kriegsmedizin“ (199). Abschließend erinnert *Isack Majura* daran, dass es „nach wie vor an einer offiziellen Entschuldigung Deutschlands für die vom Deutschen Reich im heutigen Tansania begangenen Kolonialverbrechen“ fehlt (202). In ausdrücklicher Abgrenzung von den Forderungen von Herero-Seite in Namibia meint er, ohne auf einer Entschädigung zu bestehen, sollten die Ver-

brechen „nicht vergessen, aber vergeben“ werden (204).

Mit diesen Hinweisen ist die weitere Perspektive des Zusammenhangs deutscher Kolonialherrschaft und deutscher Kolonialverbrechen angesprochen, die zuvor vereinzelt angeklungen war. Es fällt auf, dass die Autorinnen und Autoren sich in weit geringerem Maß um eine solche Einordnung bemühen, als dies im Hinblick auf Namibia geschehen ist, wo die Kontroverse, auch über die Zusammenhänge des Kolonialkrieges mit Nationalsozialismus und Holocaust nach wie vor anhält. Vor diesem Hintergrund erscheint eine eingehendere, vergleichende Debatte sowohl über unterschiedliche Ausformungen deutscher Kolonialherrschaft

wie auch über Kolonialherrschaft generell als überfällig, denn nur vor einem solchen Hintergrund lassen sich die Ereignisse adäquater einordnen und bewerten. Dem Verlag Ch. Links ist zu gratulieren, dass auf den 2003 von Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller herausgegebenen Band *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen* nun noch gerade rechtzeitig vor dem 100. Jahrestag auch der Maji-Maji-Krieg in einer zugänglichen, kollektiven Darstellung gewürdigt wird. Es ist wünschenswert, dass dies in der angedeuteten komparativen Perspektive weitere Fortsetzungen findet.

Reinhard Kößler

Eingegangene Bücher

- Aitken, Stuart; Valentine, Gill (Hg.): *Approaches to Human Geography*. London: Sage 2006, 360 S. ISBN: 0-7619-4262-9 & 0-7619-4263-7.
- Betz, Joachim; Hein, Wolfgang (Hg.): *Neues Jahrbuch Dritte Welt 2005. Zivilgesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 295 S. ISBN: 3-531-14566-5.
- Bey, Ulrike (Hg.): *Armut im Land der Goldenen Pagoden. Soziale Sicherheit, Gesundheit und Bildung in Burma*. Essen: Asienstiftung 2005 (Focus Asien. Schriftenreihe des Asienhauses, 26), 72 S. ISSN: 1435-0459 ISBN: 3-933341-34-5.
- Braig, Marianne; Ette, Ottmar; Ingenschay, Dieter; Maihold, Günther (Hg.): *Grenzen der Macht – Macht der Grenzen. Lateinamerika im globalen Kontext*. Frankfurt a.M.: Vervuert Verlag 2005 (Bibliotheca Ibero-Americana, 105), 239 S. ISBN: 3-86527-246-0.
- Bührmann, Andrea; Kößler, Reinhard; Puls, Wichard; Späte, Katrin; Thien, Hans-Günter; Tuider, Elisabeth (Hg.): *Gesellschaftstheorie und die Heterogenität empirischer Sozialforschung. Festschrift für Hanns Wienold*. Münster, Westfälisches Dampfboot 2006, 364 S. ISBN: 3-89691-620-3.
- Hyekyung, Cho: *Chinas langer Marsch in den Kapitalismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2005, 359 S. ISBN: 3-89691-621-1.
- Chung, Fay: *Re-Living the Second Chimwenga. Memories from Zimbabwe's Liberation Struggle*.

- With an introduction by Preben Kaarsholm*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet/Harare: Weaver Press 2005, 358 S. ISBN: 91-7106-551-2.
- Christophe, Barbara: *Metamorphosen des Leviathan in einer post-sozialistischen Gesellschaft. Georgiens Provinz zwischen Fassaden der Anarchie und regulativer Allmacht*. Bielefeld: transcript 2005, 263 S. ISBN: 3-89942-323-2.
- de Gijssel, Peter; Schenk, Hans (Hg.): *Multidisciplinary Economics. The Birth of a New Economics Faculty in the Netherlands*. Heidelberg: Springer 2005, 445 S. ISBN: 0-387-26258-X.
- Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen e.V. (DGVN) (Hg.): *Arabischer Bericht über die menschliche Entwicklung 2004. Auf dem Weg zur Freiheit in der arabischen Welt*. Deutsche, englische, französische und arabische Kurzfassung. Berlin: DGNV 2005, 76 S. ISSN: 1860-5893.
- Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen e.V. (DGVN) (Hg.): *Bericht über die menschliche Entwicklung 2005. Internationale Zusammenarbeit am Scheidepunkt: Entwicklungshilfe, Handel und Sicherheit in einer ungleichen Welt*. Kurzfassung. Berlin: DGNV 2005, 48 S. ISSN: 1614-5488.
- Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) (Hg.): *Ending Violence against*

- Women and Girls - Protecting Human Rights. Good Practices for Development Cooperation.* Eschborn: GTZ 2005 (Strengthening Women's Rights), 68 S.
- do Mar Castro Varela, Maria; Dhawan, Nikita: *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung.* Bielefeld: transcript Verlag 2005, 162 S. ISBN: 3-89942-337-2.
- Ebeku, Kaniye S.A.: *The Succession of Faure Gnassingbe to the Togolese Presidency. An International Law Perspective.* Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2005 (Current African Issues, 30), 32 S. ISBN: 91-7106-554-7.
- Eckl, Andreas E.: „S' ist ein übles Land hier“. *Zur Historiographie eines umstrittenen Kolonialkrieges.* Tagebuchaufzeichnungen aus dem Herero-Krieg in Deutsch-Südwestafrika 1904 von Georg Hillebrecht und Franz Ritter von Epp. Köln: Köppe 2005, 302 S. ISBN: 3-89645-361-0.
- Foster, Don; Haupt, Paul; de Beer, Mares: *The Theatre of Violence. Narratives of Protagonists in the South African Conflict.* Oxford: James Currey/Cape Town: HSRC Press 2005, 364 S. ISBN: 0-8255-886-4 (UK & Europa) & 0-7969-2095-8 (weltweit).
- Geißler, Rainer; Pöttker, Horst (Hg.): *Integration durch Massenmedien/Mass Media-Integration. Medien und Migration im internationalen Vergleich/Media and Migration: A Comparative Perspective.* Bielefeld: transcript Verlag 2006, 328 S. ISBN: 3-89942-503-0.
- Gholamasad, Dawud: *Selbstbild und Weltsticht islamistischer Selbstmord-Attentäter. Tödliche Implikationen eines theozentrischen Menschenbildes unter selbstwertbedrohenden Bedingungen.* Berlin: Klaus Schwarz Verlag 2006 (Islamkundliche Untersuchungen, 270), 88 S. ISBN: 3-87997-331-8.
- Gabbert, Karin; Gabbert, Wolfgang; Goedeking, Ulrich; Hoffmann, Bert; Huffschmid, Anne; Koschützke, Albrecht; Krämer, Michael; Müller-Plantenberg, Urs; Ströbele-Gregor, Juliane (Hg.): *Neue Optionen lateinamerikanischer Politik.* Münster: Westfälisches Dampfboot 2005 (Jahrbuch Lateinamerika, 29), 201 S. ISBN: 3-89691-624-6.
- Heintz, Bettina; Münch, Richard; Tyrell, Hartmann (Hg.): *Weltgesellschaft. Theoretische Zugänge und empirische Problemlagen.* Sonderheft 1 der Zeitschrift für Soziologie. Stuttgart: Lucius & Lucius 2005, 502 S. ISBN: 3-8282-0303-5.
- Hitz, Florian: „Zuerst die Freunde, dann die Frau“. *Verantwortungen jemenitischer Männer gegenüber ihren Familien. Eine empirische Untersuchung in der Altstadt von Sana'a.* Berlin: Klaus Schwarz Verlag 2005 (Studies on modern Yemen, 7), 105 S. ISBN: 3-87997-327-X.
- Hollensteiner, Stephan: *Aufstieg und Rاندlage. Linksin intellektuelle, demokratische Wende und Politik in Argentinien und Brasilien.* Frankfurt a.M.: Vervuert Verlag 2005 (Bibliotheca Ibero-Americana, 104), 462 S. ISBN: 3-86527-239-8.
- Honwana, Alcinda; de Boeck, Filip (Hg.): *Makers & Breakers. Children & Youth in Postcolonial Africa.* Oxford: James Currey/Trenton: Africa World Press/Dakar: CODESRIA 2005, 244 S. ISBN: 0-85255-434-6.
- Hunter, Justine (Hg.): *Spot the Difference. Namibia's Political Parties Compared.* Windhoek: Namibian Institute for Democracy & Konrad Adenauer Stiftung 2005, 146 S. ISBN: 99916-797-3-1.
- Jordan, Rolf (Hg.): *Sozialer Staat? Zur Kritik staatlicher Sozialpolitik in Ost- und Südostasien.* Essen: Asienstiftung 2005 (Focus Asien. Schriftenreihe des Asienhauses, 23), 68 S. ISSN: 1435-0459 ISBN: 3-933341-32-9.
- Jordan, Rolf (Hg.): *Soziale Sicherheit und Demokratisierung in Indonesien.* Essen: Asienstiftung 2005 (Focus Asien. Schriftenreihe des Asienhauses, 25), 72 S. ISSN: 1435-0459 ISBN: 3-933341-33-7.
- Kiefer, Mattias: *Kirchliche Stellungnahmen aus Partnerkirchen zum Thema Globalisierung.* Münster: LIT Verlag 2005 (Projekte, 16), 263 S. ISBN: 3-8258-8865-7.
- Koivusalo, Meri; Mackintosh, Maureen (Hg.): *Commercialization of Health Care. Global and Local Dynamics and Policy Responses.* Houndsmill/ New York: Palgrave Macmillan 2005, 344 S. ISBN: 1-4039-4349-4.
- Kracht, Uwe; Schulz, Manfred (Hg.): *Food and Nutrition Security in the Process of Globalization and Urbanization.* Münster: LIT Verlag 2005 (Spektrum. Berlin Series on Society, Economy and Politics in Developing Countries, 84), 909 S. ISBN: 3-8258-6709-9.
- Lazarus, Jeffrey V.; Christiansen, Catrine; Rosendal Østergaard, Lise; Richey, Lisa Ann: *Models for Life. Advancing antiretroviral therapy in sub-Saharan Africa.* Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2005 (Current African Issues; 31), 33 S. ISBN: 91-7106-556-3.
- Liebel, Manfred; Rohmann, Gabriele (Hg.): *Entre Fronteras – Grenzgänge. Jugendkulturen in Mexiko.* Berlin: Archiv der Jugendkulturen Verlag KG in Zusammenarbeit mit dem Verlag

- Thomas Tilsner 2006, 138 S.
ISBN: 3-936068-67-4
- Melber, Henning (Hg.): *Africa, Regional Cooperation and the World Market*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2005 (Discussion Paper, 31), 70 S.
ISBN: 91-7106-559-8.
- Melber, Henning (Hg.): *Genozid und Gedenken. Namibisch-deutsche Geschichte und Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2005, 204 S.
ISBN: 3-86099-822-6.
- Michael, Sarah: *Undermining Development. The Absence of Power Among Local NGOs in Africa*. Oxford: James Currey/Bloomington & Indianapolis: Indiana UP 2005, 206 S.
ISBN: 0-85255-439-7 & 0-253-21772-5.
- Nökel, Sigrid; Tezcan, Levent (Hg.): *Islam and the New Europe. Continuities, Changes, Confrintations*. Bielefeld: transcript Verlag 2005 (Yearbook of the Sociology of Islam, 6), 326 S.
ISBN: 3-89942-302-X.
- Oomen, Barbara: *Chiefs in South Africa. Law, Power & Culture in the Post-Apartheid Era*. Oxford: James Currey, Pietermaritzburg: University of KwaZulu-Natal Press & New York: Palgrave 2005, 272 S.
ISBN: 0-85255-880-5 & 1-86914-067-2.
- Oppenheimer, Christa: *Anerkennung, Mißachtung und Gewalt. Anerkennungstheoretische Reflexionen am Beispiel von Frauen- und Heiratshandel sowie Vergewaltigung als Kriegspraxis*. Königstein: Ulrike Helmer Verlag 2006, 249 S.
ISBN: 3-89741-204-7.
- Palmberg, Mai; Primorac, Ranka: *Skinning the Skunk – Facing Zimbabwean Futures*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2005 (Discussion Paper, 30), 39 S.
ISBN: 91-7106-552-0.
- Piazolo, Michael: *Solidarität. Deutungen zu einem Leitprinzip der Europäischen Union*. Würzburg: Ergon Verlag 2004 (Spektrum Politikwissenschaft, 28), 627 S.
ISBN: 3-89913-337-4.
- Reese, Niklas: *Armut unter Palmen. Soziale Sicherung, Bildung und Gesundheit in den Philippinen*. Essen: Asienstiftung 2005 (Focus Asien. Schriftenreihe des Asienhauses, 24), 70 S.
ISSN: 1435-0459
ISBN: 3-933341-41-0.
- Richards, Paul (Hg.): *No Peace – No War. An Anthropology of Contemporary Armed Conflicts*. Athens: Ohio UP & Oxford: James Currey 2005, 214 S.
ISBN: 0-8214-1576-X & 0-85255-935-6.
- Scherschel, Karin: *Rassismus als flexible symbolische Ressource. Eine Studie über rassistische Argumentationsfiguren*. Bielefeld: transcript 2006, 254 S.
ISBN: 3-89942-290-2.
- Schlichte, Klaus: *Der Staat in der Weltgesellschaft. Politische Herrschaft in Asien, Afrika und Lateinamerika*. Frankfurt a.M./New York: Campus 2005, 329 S.
ISBN: 3-593-37881-7.
- Schütze, Stephanie: *Die andere Seite der Demokratisierung. Die Veränderungen politischer Kultur aus der Perspektive der sozialen Bewegung der Siedlerinnen von Santo Domingo, Mexiko-Stadt*. Berlin: editio tranvia – Verlag Walter Frey 2005 (Fragmentierte Modern in Lateinamerika, 1), 296 S.
ISBN: 3-925867-95-3.
- Senghaas-Knobloch, Eva (Hg.): *Weltweit geltende Arbeitsstandards trotz Globalisierung. Analysen, Diagnosen und Einblicke*. Münster: LIT Verlag 2005 (Arbeitsgestaltung, Technikbewertung, Zukunft, 18), ii + 204 S.
ISBN: 3-8258-9063-5.
- Southall, Roger; Melber, Henning (Hg.): *Legacies of Power. Leadership Change and Former Presidents in African Politics*. Cape Town: HRSC Press & Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2005, 350 S.
ISBN: 91-7106-558-X.
- Steinmetz, George (Hg.): *The Politics of Method in the Human Sciences – Positivism and its Epistemological Others*. Durham/London: Duke University Press 2005, 620 S.
ISBN: 0-8223-3506-9 & 0-8223-3518-2.
- Thomas, Tanja; Virchow, Fabian (Hg.): *Banal Militarism. Zur Veralltäglichen des Militärischen im Zivilen*. Bielefeld: transcript 2006, 434 S.
ISBN: 3-89942-356-9.
- Van der Heyden, Ulrich; Zeller, Joachim (Hg.): *„...Macht und Anteil an der Weltherrschaft.“ Berlin und der deutsche Kolonialismus*. Münster: unrast 2005, 287 S.
ISBN: 3-89771-024-2.
- Waldenfels, Bernhard: *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2006, 134 S.
ISBN: 3-518-58460-X.
- Waibel, Michael; Jordan, Rolf; Schneider, Helmut (Hg.): *Krisenregion Südostasien. Alte Konflikte und neue Kriege*. Bad Honnef: Horlemann 2006, 172 S.
ISBN: 3-89502-217-9.
- Whitehead, Neil L.: *Violence*. Santa Fe: School of American Research Advanced Seminar Series & Oxford: James Currey 2005, 306 S.
ISBN: 1-9301618-52-2 & 0-85255-972-0.
- WIDERSPRUCH. Beiträge zu sozialistischer Politik, 49: *Prekäre Arbeitsgesellschaft*. Zürich: WIDERSPRUCH (Postfach, CH-8026 Zürich) 2005, 232 S.
ISSN: 1420-0945.
- Wimmer, Andreas; Kössler, Reinhart (Hg.): *Understanding Change. Methods, Methodologies and Metaphors*. Basingstoke: Macmillan & New York: Palgrave 2006, 314 S.
ISBN: 1-4039-3941-1.